9. C
6. d

Digitized by Google

Phänomene
der
menſchlichen Seele.

Eine
Materialien-Sammlung
zur
künftigen Aufklärung
in der
Erfahrungs-Seelenlehre

von
Immanuel David Mauchart,
der Weltweisheit Magiſter.

Stuttgart,
bei Erhard und Löflund,
1789.

BIBLIOT. ACADEM. LAUSAN
LIBERTE ET PATRIE
27
Digitized by Google

Digitized by Google

Den beeden

edlen Beförderern der Aufklärung

in der

praktiſchen Seelenlehre

Herrn Profeſſor Abel

in Stuttgart,

und

Herrn Profeſſor Moritz

in Berlin

widmet dieſe Schrift

zum Zeichen wahrer Hochachtung

der Verfaſſer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

So wohl über den Titel dieſer Schrift, als über ihren Plan und Anlage muß ich mich hier näher erklären.

Die Bemühungen vieler würdigen Gelehrten haben gegenwärtig die nähere Unterſuchung der Eigenſchaften unſerer Seele und die Erklärung bisher theils noch unerklärbar geſchienener, theils zu wenig ge-

Digitized by Google

achteter Erſcheinungen in derſelben zum Gegenſtand.

Beſonders hat Herr Profeſſor Moriz in Berlin durch ſein für die Erfahrungs-Seelenkunde angelegtes Magazin nicht nur ſelbſt einen würdigen Anfang in dieſer Art des Forſchens nach Wahrheit gemacht, ſondern auch die Aufmerkſamkeit anderer verdienſtvollen Gelehrten auf dieſen Theil der vorher zwar auf einige beſtimmte Grundſäze reduzirten, aber doch immer noch nicht genug bearbeiteten Seelenlehre zu richten gewußt, und gleichſam den Ton zum weitern Forſchen darinn angegeben.

Auch verkennt das Publikum, und beſonders Wirtemberg die Verdienſte nicht, die ſich Herr Profeſſor Abel durch ſeine

Samm-

Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erſcheinungen aus dem menſchlichen Leben um dieſe Wiſſenſchaft erworben, und wordurch er eben ſo ein neues und für den Beobachter der menſchlichen Seele höchſt angenehmes Licht verbreitet hat.

Aber wozu denn nun, — könnte man fragen — dieſe Materialien-Sammlung, wenn ſchon ſo würdige Gelehrten dieſe Bahn betreten haben, und ſie auch vollenden werden? Ich antworte: keineswegs, um mich dieſen an die Seite zu ſtellen, oder in dem ſchmeichelnden Wahn, als ob durch dieſe Schrift ebenfalls ein neues, bisher noch unentdecktes Licht aufgeſteckt werden würde.

Nein, diß maße ich mir nicht an, und ich denke, ſelbſt der Titel ſoll dieſe Verſicherung beſtätigen. Es ſollen nur **Materialien** ſeyn, deren eigentliche Bearbeitung ich Gelehrteren überlaſſe, die aber, wie mir dünkt, einer nähern Beleuchtung nicht ganz unwürdig ſind, und die der Pſycholog zum tiefern Eindringen in die Natur und das Weſen der menſchlichen Seele auch zu unterſuchen nöthig hat.

Es ſcheint, wie auch Herr Profeſſor Abel in der ſchon angeführten Sammlung ꝛc. ſehr wahr bemerkt, man habe ſonſt auf einige alltägliche und eben deswegen den meiſten unbedeutend dünkende Erſcheinungen in der menſchlichen Seele zu wenig geachtet, die doch öfters tief in ihrer Natur liegen,

gen, und daher die Aufmerkſamkeit des Forſchers öfters mehr als die auffallendſte Phänomene verdienen, weil ſie nicht ſelten der Grund der wichtigſten Erſcheinungen und, wiewohl öfters unerkannte, Motive der bedeutendſten Handlungen werden. Auf ſolche Erſcheinungen aufmerkſam zu machen, iſt nun die Hauptabſicht dieſer Blätter, aus welcher allein ich ſie auch zu betrachten, und darnach zu beurtheilen bitte. Ich erwarte erſt künftig von gelehrteren Männern die völlige Erklärung der angeführten Erſcheinungen, und wenn ich auch hin und wieder einige Bemerkungen zur Erklärung mit eingeſtreut habe, ſo ſollen dieſe doch nur Verſuch, die Phänomene zn erklären, nicht würkliche Erklärung ſeyn. Daher der Titel:

)(5 tel:

tel: Materialien zur künftigen Aufklärung in der Erfahrungs-Seelenlehre.

Was nun den Plan und die ganze Anlage dieſer Schrift betrift, ſo iſt derſelbe vorzüglich folgender: Es iſt nicht meine Abſicht, ein dem Moritziſchen Magazin ähnliches Werk zu liefern, und dieſem an die Seite zu ſtellen, ſondern die gegenwärtige Schrift ſoll eine von jenem ganz verſchiedene Einrichtung bekommen. Es werden daher nicht wie dort, wirkliche Geſchichten darein aufgenommen werden, aus welchen alsdann Reſultate und Grundſäze hergeleitet würden, ſondern ſie wird vielmehr nur Beobachtungen von allgemeinen Erſcheinungen und Bemerkungen darüber ent-

Digitized by Google

enthalten. Auch ſoll keine gewiſe Ordnung in der Folge der Aufſäze beobachtet, und dieſelbe nicht unter gewiſe Rubriquen geſtellt, ſondern in willkührlicher Folge aufgeführt werden, da ohnehin die ganze Abſicht des Buchs keine ſolche Ordnung erfordert.

Dieſe Beobachtungen werden nun vorzüglich, wie ſchon gemeldt worden iſt, merkwürdige Erſcheinungen in der menſchlichen Seele zum Gegenſtand haben, beſonders ſolche, die entweder unmittelbare Wirkungen der Einbildungskraft ſind, oder wenigſtens durch Hülfe derſelben, des Temperaments ꝛc. erklärt werden können. Dann aber auch Erſcheinungen und Bemerkungen im Gebiet des mit der Einbildungskraft ſo

nahe

nahe verwandten Gedächtniſſes und der eigentlich ſogenannten Denk- und Vorſtellungs-Kraft der menſchlichen Seele.

Endlich ſollen auch ſolche nicht ausgeſchloſſen ſeyn, welche in die Thelematologie einſchlagen, und ſich auf die innerliche Moralität gewiſer Handlungen beziehen.

Nun ſey es mir erlaubt, mich auch noch über einige einzelne Stücke dieſer Sammlung zu erklären. Zum vierten Stück gaben mir theils eigene Erinnerungen aus den Jahren meiner erſten Jugend, die Veranlaſſung, theils beſonders eine Abhandlung des Herrn Profeſſor Abels in der ſchon mehrmals angeführten Sammlung ꝛc. über das Gefühl des Feyerlichen an Sonn- und Feſttägen. In

dem

Digitized by Google

dem fünften wollte ich beſonders an einem auffallenden Beyſpiele zeigen, wie und nach welchen Geſezen eine lebhafte Phantaſie gewöhnlich zu wirken pflegt. Durch das eilfte wollte ich einen Wink geben, wie etwa auch die gewöhnlichen Sprichwörter pſychologiſch behandelt werden könnten, und zugleich damit zeigen, daß auch dieſe zum Theil tief aus der menſchlichen Seele hergeholt – zum Theil aber auch noch hie und da einiger Einſchränkung bedürfen, und im zwölften eine beinahe allgemeine Beobachtung anführen, die gemeiniglich misverſtanden und unrecht ausgelegt wird, zugleich aber auch dabei einige pädagogiſche Bemerkungen mit einſtreuen, die vielleicht hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Und

Digitized by Google

Und hiemit übergebe ich dieſe Materialien in die Hände des Publikums, dem ich ſie zu günſtiger Aufnahme empfehle. Ob dieſer erſten Sammlung noch mehrere Bändchen nachfolgen dürfen, wird das Urtheil eines vernünftigen Publikums und unbefangener Rezenſenten entſcheiden.

Schriebs, den 10. Nov. 1787.

Der Verfaſſer.

Ver-

Digitized by Google

Verzeichnis
der
einzelnen Stücke dieſer Sammlung.

I. Ausſichten in die *Zukunft* bei den gegenwärtigen Bemühungen der Gelehrten für die Erfahrungs-Seelen-Lehre. S. 1.

II. Ueber einen beſondern Nuzen der praktiſchen Menſchen-Kenntniß. S. 27.

III. Ueber den Reiz der Neuheit. S. 39.

IV. Ueber das Feyerliche gewiſſer Jahrszeiten. S. 69.

V. Bemerkungen über den gewöhnlichen Gang der Phantaſie, an einem Beiſpiele. S. 91.

VI. Unterſuchungen über das Vergnügen am Hiſtoriſchen, beſonders an Romanen. S. 151.

VII. Ueber das Angenehme in der Erwartung und Zukunft. S. 175.

VIII. Ueber eine beſondere lächerliche Art von Nachahmungs-Trieb. S. 199.

IX. Ueber

IX. Ueber eine beſondere Ausartung der Ehrbe-
gierde. S. 209.

X. Ueber die Moralität ſolcher Handlungen, die ſich aus natürlichen Trieben erklären laſſen. S. 227.

XI. Ueber das Sprichwort: nitimur in vetitum, oder: geſtohlen Brod ſchmeckt gut. S. 291.

XII. Ueber den ſcheinbaren Hang der Kinder zur Grauſamkeit. S. 305.

XIII. Ueber den Grund der Freundſchaft, beſonders der ſogenannten Schul-Freundſchaft. S. 321.

XIV. Ueber das Feyerliche der Todten-Aecker, und Leichen-Begängniſſe. S. 349.

XV. Ueber das Kriegeriſche in unſern Spielen. S. 359.

I. Aus-

Digitized by Google

I.

Ausſichten
in
die Zukunft
bei den
gegenwärtigen Bemühungen
der Gelehrten
für die
Erfahrungs-Seelen-Lehre.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Ausſichten in die Zukunft, bei den gegenwärtigen Bemühungen der Gelehrten für die Erfahrungs-Seelenlehre.

Bei einer jeden Wiſſenſchaft, bei jeder neuen Erfindung, bei jeder Bemühung um die Aufklärung und Berichtigung irgend einer Wahrheit, beſonders wenn ſie allgemein zu werden anfängt, kann man mit Recht die Frage aufwerfen: **Was bringt ſie entweder für's allgemeine Beſte, oder wenigſtens für dieſen oder jenen Theil der Menſchheit, für Nuzen? Was hat man ſich von den weiteren Fortſchritten derſelbigen zu verſprechen?** und wird wol

Digitized by Google

einſt das allgemeine Hinarbeiten vieler auf Einen Zweck auch Ein groſes und allgemein nützliches Ganzes zu Stande bringen? Dieſe Fragen iſt jeder zu machen berechtigt, der auch nur für ſich und im Stillen ſolche allgemein werdende Bemühungen um dieſe oder jene Wiſſenſchaft oder Wahrheit beobachtet.

Auch ſind wirklich ſchon viele dergleichen Fragen beſonders über die neuere Entdeckungen und Fortſchritte in der Naturlehre von Verſtändigen und Unverſtändigen aufgeworfen worden, und noch mehr ſind ihrer über die gegenwärtige Bemühungen ſo vieler würdiger Männer um die Erziehungskunſt geſchehen.

Unüberlegte Einwürfe unverſtändiger Leute gehören nun freilich nicht unter die Klaſſe derer, auf die man beſondere Aufmerkſamkeit zu richten nöthig hätte: gegründeten und gut gemeinten Fragen und Einwendungen hingegen, die von Verſtändigen herrühren, iſt man immer Achtung und aufrichtige Beantwortung ſchuldig.

Mit

Digitized by Google

Mit eben dem Recht kann man nun auch bei den gegenwärtigen Bemühungen der Gelehrten um die Erfahrungs-Seelen-Lehre die nemliche Frage aufwerfen. Was nüzen ſie? und was können wir uns auf die Zukunft davon verſprechen? Und ich glaube, kühn behaupten zu dürfen: viel, ſehr viel, und im ganzen einen ausgebreiteten Nuzen.

Wenn man unſer gegenwärtiges Jahrhundert mit den vorhergehenden vergleicht, ſo muß man in der That erſtaunen, welche groſe Fortſchritte der menſchliche Forſchgeiſt durch die uns angebohrne Wißbegierde in jeder Art von Erkenntniß gemacht hat, und nun wie viel weiter man in allen Wiſſenſchaften gekommen iſt. Man betrachte z. B. einmal den Zuſtand der Naturlehre in den vorigen Jahrhunderten in Vergleichung mit dem jezigen. Wie ganz gering und unbeträchtlich war die Maſſe phyſikaliſcher Kenntniſſe in den vorigen, und wie gros und beträchtlich im jezigen! Wie viele vormals ganz unerklärbare Erſcheinungen in der Natur, die nun durch den Scharf-

Digitized by Google

ſinn der Naturforſcher unſers Jahrhunderts enträthſelt ſind!

Wie oft mußte die Eingeſchränktheit des menſchlichen Wiſſens bei ſolchen Erklärungen zu der ſogenannten fuga vacui ihre Zuflucht nehmen, die nun ſelbſt der Anfänger belacht! Wie ſchwankend und unbeſtimmt war vor Newton, Lambert und Euler die Theorie des Lichts und der Farben, und wie viel deutlicher jezt! Wie wenig wußte man ehemals in der Lehre von der Elektrizität und den Meteoren, und wie ſchön hat man nun dieſe beide Kapitel eins durchs andere zu erklären gewußt!

Das nemliche bemerkt man auch in der **Arzneikunde.** Wie gros war vormals das Regiſter der Krankheiten, die für unheilbar gehalten wurden, und auf wie wenige iſt es jezt zurück gebracht! Welche ganz neue Entdeckungen in der Anatomie nach allen ihren Theilen und in der Kenntniß der Heilmittel haben wir den Bemühungen der Gelehrten in unſerm Jahrhundert zu danken! Und ſo würde ſich die nemliche Beobachtung in manchen andern Theilen der Gelehrſamkeit machen laſſen,

wenn

wenn man, was ich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, hier unterlaſſe, ſie alle der Reihe nach, mit ihrem Zuſtand in den vorigen Jahrhunderten vergleichen wollte.

Beſonders ſcheint ſich der Geiſt unſers Jahrhunderts durch **gemeinnüzige Erfindungen und Arbeiten** auszuzeichnen. Man arbeitet mehr für das Volk, und ſucht auch dieſe Klaſſe von Menſchen auf eine höhere Stufe der Erkenntnis zu verſezen, und auch die Erfindungen neuerer Zeiten haben meiſtens gemeinnüzige Werke zum Gegenſtand. Man erinnere ſich, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, an die ſo allgemein nüzliche Erfindung der Bliz-Ableiter. Wie unbekannt waren ſie noch vor wenigen Jahrzehenden, und wie wenig allgemein angewandt noch vor wenigen Jahren! Theils Aberglaube, theils Unerfahrenheit in der Naturkunde hatten die allgemeine Einführung derſelben bisher immer noch gehindert, nun aber ſehen wir allgemein unſere Häuſer vor den ſchädlichen Wirkungen des Blizes durch ſie geſichert.

So iſt man auch in der Seelen-Lehre, die vorher gleichſam öde zu liegen ſchien, durch nähere Unterſuchungen weiter gekommen: man hat theils neue Erſcheinungen entdeckt, auf die man vorher nicht genug aufmerkſam war, theils weiß man nun vorher ſchon bekannte Erſcheinungen leichter und gewiſer zu erklären, und noch arbeitet ein groſer Theil würdiger Gelehrten an der weitern Aufklärung dieſer Wiſſenſchaft. Ja man begnügt ſich nun nicht mehr blos mit dem theoretiſchen Theil derſelben, ſie wird nun praktiſch behandelt, und erlangt eben dardurch einen gröſern Grad von Gemeinnüzigkeit, um ſo mehr, da ſie nach ihrem praktiſchen Theil in ſo genauer Verbindung mit der Erziehungs-Lehre ſteht. Wenn nun die gegenwärtige Bemühungen der Gelehrten um die Erfahrungs-Seelen-Lehre ſo fortgeſezt werden, wie ſie angefangen wurden: wer ſollte da nicht frohe Ausſichten auf die Zukunft hegen, wer nicht mit der Hoffnung ſich ſchmeicheln, daß einſt die kommende Zeit, wann ſie die Reſultate aus den jezigen Unterſuchungen wird geſammelt haben, ein ganz

Digitized by Google

neues, bisher noch entferntes, jezt dämmerndes, dann aber hellleuchtendes Licht über den ganzen Umfang dieſer Wiſſenſchaft bekommen werde?

Ohne im geringſten etwas zu übertreiben, kann man ſich von der weiteren ſorgfältigen Bearbeitung der Seelen-Lehre einen ganz allgemeinen, die ganze Menſchheit intereſſirenden Nuzen verſprechen. Erſcheinungen in der menſchlichen Seele, die man bisher entweder gar nicht, oder nur durch Mitwirkung höherer Geiſter zu erklären wußte, fängt man nun an, ganz natürlich aus den Grundgeſezen, nach welchen die Aeuſſerungen unſerer Vorſtellungs- und Einbildungskraft erfolgen, zu erklären; Erſcheinungen, die man ſonſt gar nicht bemerkte, fängt man nun an, mit aufmerkſamerem Auge zu betrachten, und zieht den Vortheil daraus, daß man aus mehreren dergleichen Reſultate herleiten kann, welche tief in die Natur unſerer Seele blicken laſſen; und ſchon ſehe ich mit Vergnügen im Geiſte voraus, wie die künftige Nachwelt ohne Mühe eine jede Erſcheinung in der Gei-

ſter-Welt zu erklären wiſſen, und vielleicht über unſere Unwiſſenheit lachen wird, ſo wie wir über die unſerer Vorfahren jezt lachen; weil ihr kein Phänomen mehr unerklärbar ſeyn wird, worüber zwar wir noch nicht **völligen** Aufſchluß haben, zu deſſen gänzlicher Erklärung aber doch unſere Zeitgenoſſen der ſpätern Nachwelt den Weg bahnten.

Und was wird nun die erſte gemeinnüzige Folge davon ſeyn? Offenbar der **völlige Sturz des Aberglaubens.** Aberglauben rührt vorzüglich von Unerfahrenheit in der Naturkunde, und Unkenntnis der Seelen-Lehre her. Je mehr Licht alſo, deſto mehr mus die Finſterniß weichen. Schon in unſern Tagen haben zur Ehre der menſchlichen Vernunft, durch fleißige Beobachtungen und unermüdetes Wandern in dem weiten und fruchtbaren Gebiete der Einbildungskraft Geiſter- und Geſpenſter-Erſcheinungen ihren Abſchied bekommen, und man hat ihre ganz natürliche Urſachen entdeckt, aber noch iſts nicht im ganzen Feld helle, noch herrſcht hie und da mit eiſernem Stab das Reich der Finſterniß, noch

ſind

ſind hin und wieder ſelbſt ſonſt aufgeklärte Männer mit einigen aberglaubiſchen Vorurtheilen befangen in den ſubtileren Theilen der Seelen-Lehre; aber einſt wirds heller! Einſt nach längerem Arbeiten und Forſchen, nach längerer und genauerer Unterſuchung des edlen Weſens, das in uns wohnt, wird die Aufklärung auch darüber allgemeiner werden, Nacht und Nebel werden verſchwinden, und ein allgemeines Licht wird ſich über den ganzen Erdboden verbreiten, man wird Aberglauben und Vorurtheile in der Geiſter-Lehre nur noch dem Namen nach kennen.

Denn die alsdann ganz beſtimmte und allgemein bekannte Geſeze der Einbildungskraft, der bisherigen fruchtbaren Mutter des Aberglaubens, werden eben dieſe in der That edle und wohlthätige Kraft der menſchlichen Seele zur Wiederbringerin der geſunden, gereinigten und vom Nebel der Vorurtheile befreiten Vernunft erheben.

Iſt aber einmal der Nebel des Aberglaubens und der damit verbundenen Vorurtheile zerſtreuet, welch allgemeiner Nuzen für die

Menſch-

Digitized by Google

Menſchheit! So wie er weg iſt, ſo werden alsdann auch gemeinnüzige Kenntniſſe, welche der Aberglaube und die Vorurtheile bisher verdrängten, um ſo leichter und weiter verbreitet werden können a). Kenntniſſe und Erfahrungen, die bisher nur in dem kleinen Bezirk der Gelehrten und Vorurtheils=freien Menſchen Eingang fanden, werden alsdann auch unter der niedrigern Volks=Klaſſe, welche bisher noch vom Licht der Wahrheit zu weit entfernt war, als daß ſie Sinn für dieſelbige hätte haben können, allgemein anerkannt werden, ſie werden ſich ſelber wundern, wie ſie bisher gleichſam ſo mit Blindheit geſchlagen ſeyn konnten; und dieſe neuverbreitete Kenntniſſe werden die nothwendige Folge haben, daß jede Klaſſe von Menſchen auf eine verhältnißmäſſig höhere, und zwar gerade auf eine

a) Beiſpiele von ſolchen ſehe man in der Abhandlung vom Nuzen der Menſchen=Kenntniß, die vor Herrn Profeſſor Abels Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erſcheinungen aus dem menſchlichen Leben voranſteht. S. XV. ff.

eine ſolche Stufe von Aufklärung geſezt werden wird, die ihrem Wirkungskreis angemeſſen iſt, und die ſie alſo wirklich weiſer, beſſer, und mithin auch glücklicher macht. Selbſt die Erziehung der niederern Stände wird dardurch vollkommener und von Vorurtheilen gereinigter werden, weil ſie mehr auf Erfahrung und Kenntniß der menſchlichen Seele und ihrer Kräfte und Anlagen gegründet, und mehr mit ihr in Verbindung geſezt werden wird. Ja ſelbſt das gröſte Hindernis, das der Aufklärung und Beſſerung des Volks jezt noch im Wege ſteht, wird dann eben dadurch gehoben ſeyn, ich meine das, daß dieſe Menſchen-Klaſſe ſich ſo ſchwer davon überzeugen läßt, daß das, was man zu ihrer Aufklärung thut, zu ihrem eigenen Beſten geſchehe; und die Aufklärung und Beſſerung wird alſo mit deſto ſchnellerem Wachsthum zu ihrer gänzlichen Vollkommenheit reifen. Und welche groſe Maſſe von Kenntniſſen kann alsdann dadurch allgemein verbreitet werden!

Einer der vorzüglichſten Nuzen aber der gegenwärtigen Bemühungen um Aufklärung

Digitized by Google

in der Erfahrungs-Seelen-Lehre, wird die Beförderung der Selbſt-Kenntnis ſeyn. Was man ſich für Vortheil von der Selbſt-Kenntnis verſprechen könne, bedarf wol keiner weitläuffigen Auseinanderſezung. Welchen Einfluß auf die Moralität, welche Wirkungen auf den Fleiß in der Beſſerung ſie habe, was für ein wirkſames Mittel zur Ablegung dieſer, und zur Bewahrung vor jenen Fehlern und Schwachheiten ſie ſey, wie ſchnell und leicht und ſicher ſie die Ausbildung des Verſtandes und der übrigen Seelenkräfte befördere, liegt zu hell am Tage, als daß es weiter bewieſen werden dürfte. Daß aber durch die gegenwärtige Bemühungen der Gelehrten um die Erfahrungs-Seelen-Lehre Selbſt-Kenntnis befördert werde, ſcheint mir eben ſo unwiderſprechlich erwieſen zu ſeyn. Indem man dahin arbeitet, die Grundkräfte der menſchlichen Seele und die Geſeze ihrer Vorſtellungs- und Willens-Kraft tiefer zu ergründen, indem ſo manches Product dieſer Bemühungen das γνωθι σαυτον ſelbſt an der Stirne trägt: ſo wird dardurch jeder, der auf

Digitized by Google

dieſe Bemühungen auch nur in etwas aufmerkſam iſt, an ſein eigenes Jch erinnert, und zu Beobachtungen über ſich ſelbſt, die ſchon der erſte und fruchtbare Anfang der Selbſt-Kenntnis ſind, geleitet.

Allein dieſe allgemeine Vortheile ſind nicht die einzigen, die man ſich auf die Zukunft von der weiteren Aufklärung der Seelen-Lehre verſprechen kan; jeder der verſchiedenen Stände in der Welt wird ſeinen eigenen Nuzen daraus ziehen. Der Prediger, der Arzt, der Richter, der Erzieher wird ſich der Aufklärung freuen, und durch ſie ſeinen Berufs-Geſchäfften einen höhern Grad von Vollkommenheit geben können, als ſie ohne dieſelbige hatten. Es iſt offenbar, daß je mehr jezt die Seelen-Lehre, beſonders die praktiſche, bearbeitet wird, das Studium derſelben je länger, deſto allgemeiner werden wird, und ich glaube, kühn behaupten zu dürfen, daß einſt in kommenden Zeiten ein groſer Theil der Menſchen, ein weit gröſerer wenigſtens als jezt, das Studium der Seelen-Lehre zu einem ſeiner Lieblings-Studien machen, und es ſo viel möglich

lich mit ſeinen Berufs-Arbeiten in Verbindung ſezen werde; und welchen glüklichen Einfluß dieſes alsdann auf dieſelbige haben könne, iſt leicht zu entſcheiden.

Der **Prediger und Seelſorger** wird das Studium der Seelen-Lehre ſo wohl im öffentlichen Vortrage, als bei der Privat-Seelenſorge vortrefflich nuzen können, und diß um ſo mehr und leichter, als ihm durch die Bemühungen der Gelehrten ſchon vorgearbeitet iſt. Beim öffentlichen Vortrage wird er, wenn er Pſycholog iſt, und die Kräfte der Seele nebſt den verſchiedenen Aeuſſerungen ihrer Vorſtellungs- und Willens-Kraft fleißig ſtudirt, beſſer ans Herz reden können. Indem er das allgemeine Studium der Seelen-Lehre treibt, wird er ſich gewöhnen, auch die beſondere Karaktere ſeiner Zuhörer mit einem Forſchers-Auge zu beobachten, und indem er ſich daran gewöhnt, wird er aus denſelbigen ſich abſtrahiren können, was für Bewegungs-Gründe zur Tugend, und Abhaltungs-Gründe vom Laſter die würkſamſte bei ihnen ſeyn würden; er wird durchs Studium der Seelen-

Lehre

Lehre zum Beobachtungs-Geiſte gewöhnt, jede Erfahrung, die er von der Wirkung ſeines Vortrages macht, beſſer nuzen und Grundſäze darauf bauen, die zu immer höherer Vervollkommung deſſelbigen abzwecken und würklich beitragen werden. Er wird ferner leichter vorausſehen können, welche Wirkung dieſe oder jene Materie, ſo oder anderſt vorgetragen, auf ſeine Zuhörer haben kann, und alſo Wahl und Vortrag und Zeit und Ort darnach beſtimmen. Und was Kenntniß der menſchlichen Seele beſonders beim katechetiſchen Vortrag für groſe Vortheile bringe, läßt ſich eben ſo leicht begreifen.

Bei der Privat-Seelenſorge wird er ſich durchs Studium der Seelen-Lehre gewöhnen, ſich immer ganz in die individuelle Lage eines jeden hineinzudenken, ſich ſelbſt zu fragen: was würde ich in dem Falle, worinn ſich dieſer oder jener, den ich nun vor mir habe, befindet, thun? wie würde ich handeln? oder was für Beweggründe mag dieſer oder jener gehabt haben, ſo und nicht anders zu handeln? Er wird den Heuchler von dem

Aufrichtigen viel leichter zu unterſcheiden wiſſen; er wird durch dieſe Selbſt-Verſezung in die Stelle eines andern leichter errathen können, was bei dem Bekümmerten für Troſtgründe, was bei dem muthwilligen Sünder für Mittel, ihn lebhaft zu erſchüttern, was bei dem Rechtſchaffenen für Gründe ihn im Tugend-Fleis zu erhalten und zu ſtärken, die beſte Wirkung thun; wie der Heuchler am leichteſten beſchämt und zur Erkenntnis gebracht werden könne, daß er mit ſeiner Heuchelei weder vor Gott noch Menſchen ſich hinaus zu helfen vermöge; was überhaupt bei jedem Individuum für ſeine Lage am ſchicklichſten und wirkſamſten ſeyn werde.

Und was das für glückliche Folgen für ſeine ganze Amtsführung haben könne, ligt am Tage.

Eben ſo groſe Vortheile flieſſen auch aus der weitern Bearbeitung der Erfahrungs-Seelen-Lehre für den Arzt. Es iſt bekannt, daß wenn der Körper leidet, die Seele auch ihren Antheil daran hat, und umgekehrt, das Studium der körperlichen Heilkunde muß alſo

noth-

nothwendig auch mit dem Studium der Seelen-Heilkunde verbunden ſeyn, und der Arzt, der nicht Arzt und Pſycholog zugleich iſt, iſt weiter nichts als Stümper.

Daraus folgt nun nothwendig: **erſtlich**, daß je gröſer die Kenntniſſe des Arztes in der Seelen-Lehre ſind, deſto ſicherer auch ſeine Heil-Methode ſeyn muß: **zweytens**, daß der Arzt, je mehr er ſeine pſychologiſche Kenntniſſe erweitert, deſto vollkommener in ſeiner ganzen Kunſt wird; und endlich **drittens**, daß alſo die weitere Aufklärung der Erfahrungs-Seelen-Lehre und die gegenwärtige Bemühungen der Gelehrten dafür auch ungemein glückliche Folgen auf die Arzneikunſt, und ſehr groſe Vortheile auch für den ausübenden Arzt haben werden. Die Pathologie, die ja gegenwärtig ſchon ein wichtiger Theil der ausübenden Arzneikunde iſt, wird durch gröſere Aufklärung in der Erfahrungs-Seelen-Lehre nothwendig auch zu gröſerer Vollkommenheit ſteigen, und ich kann nicht umhin, mich den ſchmeichleriſchen Ahndungen zu überlaſſen, daß einſt mit der Zeit, wann

das Studium der Seelen-Lehre allgemeiner geworden ſeyn wird, auch die Arzneikunde zu einem weit höhern Grade von Vollkommenheit ſteigen wird, und daß alsdann der After-Aerzte, die nicht blos aus Unkunde in der Arzneikunſt und Naturlehre, ſondern ſo oft auch aus Mangel an pſychologiſchen Kenntniſſen, wie die Seuche am Mittage verderben, eine weit geringere Anzahl zu finden ſeyn werde.

Der **Richter** wird für ſein Amt gleiche Vortheile von der höhern Aufklärung in der Erfahrungs-Seelenlehre haben. Es iſt ohnehin bei Beurtheilung eines Verbrechens, und des Grades ſeiner Moralität höchſt nöthig, das Verbrechen nicht nur in abſtracto und an und vor ſich zu betrachten, ſondern es müſſen auch die individuellen Umſtände des Verbrechers dabei zugleich in Erwägung gezogen werden. Iſt nun der Richter Pſycholog, ſo wird er nicht nur bei Unterſuchungen dieſes niemal vergeſſen, ſondern es wird ihm auch leichter werden, durch Erforſchung der vorherigen Lebens-Geſchichte des Verbrechers und beſonders der oft ſo verwickelten Umſtände, die ihn zur Begehung

dieſer

dieſer Handlung beſtimmten, vermögend ſeyn, ein der Moralität des Verbrechens und der Lage des Miſſethäters gleich angemeſſenes Urtheil zu fällen; nnd er wird auf dieſe Art nie in den Fall kommen, einen minder ſchuldigen aus Unkunde ſeiner individuellen Umſtände mit eben der Strenge zu behandeln, wie den verhärteten Böſewicht, oder über zween Verbrecher, die zwar einerlei Verbrechen, aber übrigens in ganz ungleicher Lage begiengen, einerlei Urtheil zu ſprechen. Und welchen Nuzen kann das zur Vervollkommung der ausübenden Rechtsgelehrſamkeit bringen, wenn einſt die Tribunale auf Erden, an fleißiges Studium der praktiſchen Seelen-Lehre gewöhnt, in ihren Urtheilen nachſichtsvoller und menſchlicher werden, und weniger der Gefahr ausgeſezt ſeyn werden, praktiſche Irrthümer von ſo weit ausſehendem Einfluß zu begehen, wenn – es ſind wahrlich entzückende Träume – die Nachwelt der weitern Aufklärung der Seelen-Lehre es danken wird, daß die Unſchuld mehr geſchüzt, der Anfänger im Laſter mehr durch Beſſerungsmittel von weitern Verbre-

chen abgehalten, als durch Strafmittel nur geſchrökt wird, ohne gebeſſert zu werden, und hingegen das eingewurzelte Laſter mehr von andern unterſchieden, und zur einzig verdienten Strafe gezogen wird. Eben ſo nützlich iſt dem Richter auch das Studium der Seelen-Lehre zu Erforſchung der Wahrheit. Je mehr er Pſycholog iſt, deſto weniger wird ihn auch die feinſte Verſtellungs-Kunſt zu betrügen vermögen. Er wird, indem er Kenntniß der Leidenſchaften beſizt, auch den hartnäckigen Läugner ſo zu behandeln wiſſen, daß er zulezt in die Enge getrieben, ſich in ſeinen eigenen Worten fängt, ſo wie er hingegen den in der Verſtellungs-Kunſt minder geübten auf kürzeren Wegen zum Bekenntniß der Wahrheit führen, und überhaupt ſchon beym Anfang einer Unterſuchung das Subjekt, das er vor ſich hat, tiefer und ſchneller durchſchauen, und ſich dadurch den Weg der Unterſuchung nicht nur erleichtern, ſondern auch in Erforſchung der Wahrheit nicht ſo leicht irre gehen wird. Und ſolche Richter, die nicht blos Richter nach dem Buchſtaben des Kodex,

ſon-

Digitized by Google

ſondern auch Menſchenkenner dabey ſind, wird — man frage einſt künftige Zeiten — die weitere Aufklärung der Seelenlehre, worauf die gegenwärtige Bemühungen der Gelehrten abzwecken, einſt bilden.

Den gröſten und ausgebreitetſten Nuzen aber wird, glaube ich, der Erzieher davon haben. Es ligt am Tage, daß Erziehung ohne pſychologiſche Kenntniſſe lediglich nichts taugt, und der Erzieher, der nicht die allgemeine Grundſäze der Erziehungskunſt nach den beſonderen einzelnen Charakteren ſeiner Zöglinge anzuwenden weiß, ein Stümper iſt. Um wie viel vollkommener muß alſo der ſeyn, der ſich durchs ſtudium, der Seelenlehre gewöhnt hat, jeden einzelnen Charakter ſeiner Zöglinge vorher genau zu ſtudiren, ehe er bei ſeiner Erziehung allgemeine Grundſäze anwendet.

Die ganze moraliſche Erziehung beruht ja ohne diß auf der rechten Lenkung der angebohrnen Triebe, und auf der gehörigen Erweckung der guten und Schwächung und Ausrottung der ſchädlichen, mithin ganz auf pſychologiſchen Kenntniſſen, auf Kenntniß nicht nur der Triebe

ſelbſt, ſondern auch der Art ihrer Entſtehung, ihrer Wirkungen, und der daraus folgenden Mittel, dieſe entweder zu hemmen, oder zu befördern. Wie iſt es alſo möglich, daß ein Erzieher ſeinen Zögling moraliſch gut bilden kann, wenn er nicht viele pſychologiſche Kenntniſſe beſizt? Die Erfahrung lehrt es auch, daß unſere gröſte Erzieher ſich durchs Studium der Seelenlehre zu dem gebildet haben, was ſie ſind.

Wird alſo, durch die gegenwärtige Bemühungen der Gelehrten um die Erfahrungs-Seelenlehre, dieſe Wiſſenſchaft weiter aufgeklärt, wird das Studium derſelben allgemeiner: ſo wird ſie auch je länger je mehr mit der Pädagogik in Verbindung geſezt werden, der Erzieher wird ſich immer durch Erwerbung pſychologiſcher Kenntniſſe auf die Ausübung der praktiſchen Erziehungskunſt vorzubereiten, und ſich zum geſchikten Erzieher zu bilden ſuchen; er wird, durch Kenntniß der Seelenlehre geleitet, jeden Grundſaz leichter prüfen, und ſeine Wirkungen eher vorausſehen können; es werden neue, für die Erziehungskunſt vortheil-

hafte

Digitized by Google

hafte Grundſäze aus der Seelenlehre hergeleitet werden, und ſo jene durch dieſe, und gegenſeitig auch wieder dieſe durch jene zu immer höherer Vollkommenheit empor gehoben werden.

All diß zuſammen genommen, gewährt unſtreitig die erfreulichſte Ausſichten in die Zukunft. Und werden dann einſt durch nähere Aufklärung der praktiſchen Seelenlehre viele bisher noch unerklärbare Dinge erklärbar, werden Nebel und Vorurtheile verſcheucht, wird der Aberglauben von ſeinem fürchterlichen Throne geſtoſen, und aus dem Gebiet der Menſchheit verbannt, werden gemeinnüzige Kenntniſſe allgemein verbreitet, die Selbſtkenntniß erweitert und befördert ſeyn, wird der Prediger und Seelſorger ſeine Amtsverrichtungen durch ſie vollkommener und gemeinnüziger machen, wird der Arzt ſeine Kunſt dardurch vervollkommen, und der Menſchheit damit nüzlicher werden, wird dem Richter durch Verbindung der Seelenlehre mit der Rechtsgelehrſamkeit die Unterſuchung der Wahrheit, die Beſchüzung der Unſchuld, und die gerechte und ihm an-

gemeſſene Beſtrafung des Laſters erleichtert werden, wird endlich der Erzieher aus der Seelenlehre die vortreflichſten Grundſäze für die Erziehungskunſt nehmen, und ſeine Zöglinge zu rechtſchaffenen Menſchen und nüzlichen Bürgern dieſer Erde dardurch bilden können; dann, o dann wird die kommende Zeit die gegenwärtige Bemühungen der Gelehrten ſegnen, dann wird ſie es ihnen danken, daß ſie ihr den Weg zur Vollkommenheit und Tugend ſo leicht machten, dann wird es allgemeine Stimme aller Weiſen und Edeln ſeyn:

Heil! Heil! den Männern, die Kraft und Muth genug hatten, gegen Vorurtheile zu kämpfen, um ſie zu überwinden, und Weisheit genug, eine Bahn zu betreten, zu **wandeln, zu ebnen, die gerade zur Vollkommenheit führt.**

II. Ueber

II.

Ueber einen
beſondern Nuzen
der
praktiſchen
Menſchenkenntniß.

Digitized by Google

II.

Ueber einen beſondern Nuzen der praktiſchen Menſchenkenntniß.

Der Gegenſtand der vorhergehenden Abhandlung waren beſonders die Erwartungen und Ausſichten, die man ſich von der näheren Aufklärung der Erfahrungs-Seelenlehre auf die Zukunft verſprechen kann. Nothwendig mußten dabei zum Beweis der angeführten Hoffnungen die vorzüglichſten eigenthümliche Vortheile der Erfahrungs-Seelenlehre, oder welches einerlei iſt, der praktiſchen Menſchenkenntniß erzählt werden. Unmöglich, und viel zu weitſchweifig aber würde es ſeyn, alle und jede denkbare, oder auch nur alle durch Erfahrung bewieſene Vortheile der

Digitized by Google

Reihe nach einzeln herzuerzählen; unmöglich, das ganze groſe Feld gemeinnüziger Weisheit, das die praktiſche Menſchenkenntniß fruchtbar macht, mit Einem Blick zu überſehen; unmöglich es ganz zu durchwandern, und dann, ohne ermüdende Weitſchweifigkeit den Erfund ſeiner Beobachtungen und Erfahrungen zu erzählen. Es iſt genug, die allgemeinſte vorzüglichſte derſelben, aus welchen ſich dann ſelbſt auch noch auf andere ſchlieſſen läßt, angeführt zu haben.

Ein beſonderer Nuzen der praktiſchen Menſchenkenntniß aber verdient, wie mir dünkt, noch einzeln angeführt und betrachtet zu werden. Diß iſt der, den man von der praktiſchen Menſchenkenntniß **in Beurtheilung anderer** hat. Es kommt unläugbar viel darauf an, aus welchem Geſichtspunkt, und mit welchen Vorkenntniſſen man einen Menſchen beurtheilt. Den abgefeimten Böſewicht können wir, je nachdem wir ihn nur von dieſer oder jener Seite betrachten, für einen Rechtſchaffenen, und den Rechtſchaffenen, wenn wir blos die fehlerhafte Seite, die ja

hie-

hienieden auch der Vollkommenſte noch hat, an ihm ſehen, mit Verkennung ſeiner guten Eigenſchaften, wo nicht für einen Böſewicht, doch wenigſtens für einen Menſchen von ſehr mangelhafter Tugend halten; wir können dieſe oder jene Handlung eines Menſchen, wenn wir die Abſicht, die er dabei hatte, nicht kennen, entweder für gut oder für böſe halten, wenn es gerade der entgegengeſezte Fall iſt. Praktiſche, durch fleißiges Studium der Seelenlehre und durch Uebung erlangte Menſchenkenntniß aber ſezt uns in den Stand, dieſe Fehler weniger zu begehen, und in dergleichen Beurtheilungen richtiger zu ſchlieſſen. Studium der Seelenlehre, und praktiſche Menſchenkenntniß lehrt mehr auf die individuelle Temperaments-**Anlage eines Menſchen Achtung geben**, lehrt den Menſchen nicht ſowohl nach dem Aeuſſerlichen ſeiner Handlungen, das bei übrigens ganz ungleichem Grade der Moralität einerlei ſeyn kann, als vielmehr nach ihrem innerlichen Werthe beurtheilen, lehrt einſehen, daß eine und ebendieſelbe Handlung von verſchiedenen Subjekten bei dem einen

mehr Tugend oder mehr Laſter ſeyn kann, als bei dem andern, weil ſie bei jenem um ſeines Temperaments willen mehr Anſtrengung und Verläugnung koſtete, oder, wenn ſie bös iſt, mehrere überlegte Schritte, mehrere Verhärtung im Laſter erforderte, als bei dieſem. So wird, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Mäſigung des Geſchlechtstriebes dem Melankoliſch-choleriſchen leichter, als dem Sanguiniſch-phlegmatiſchen, iſt alſo bei dieſem mehr Tugend als bei jenem, und im Gegentheil hat dieſer, durch die ſchnellere Zirkulation ſeines Bluts, und dadurch beförderte gröſere Reizbarkeit ſeines Nervenſyſtems getrieben, wenigere Schritte zu allen denjenigen Fehlern und Laſtern, zu welchen eine gewiſſe Doſis von Leichtſinn gehört, als jener, den ſchon das trägere Schleichen ſeines Bluts in den Gefäſſen und die geringere Reizbarkeit ſeiner Nerven, ohne viele Anſtrengung vor dergleichen Ausſchweifungen bewahrt, ſo wie im Gegentheil auch wieder der Melankoliſch-choleriſche zu allen denjenigen Tugenden, die Muth, Kraft, kühne Unternehmung und einen

nen

nen gewiſſen Heroiſmus erfordern, mehr Anſtrengung braucht, als der Sanguiniſche, wordurch ſie ihm alſo, wenn er ſie doch erreicht, mehr Tugend werden als dieſem. Hier wird nun der blos flüchtige Beobachter mit groſem Unrecht dieſelbe Tugend einem wie dem andern zu gleichem Verdienſt, und den nemlichen Fehler einem wie dem andern zu gleichem Verbrechen anrechnen, da hingegen der Menſchenkenner beide nach Temperaments- und andern Anlagen zu ſchäzen wiſſen wird.

Diß hat alsdann die Wirkung, daß man in der Beurtheilung anderer und ihrer Handlungen nachſichtsvoller wird. Indem man durch die Menſchenkenntniß an jedem Menſchen auch auf ſein Temperament zu achten gewöhnt wird, ſo lernt man auch manche Fehler und Ausſchweifungen auf Rechnung deſſelbigen ſchreiben. Es ſcheint oft unbegreiflich, wie gewiſſe Menſchen an dieſen oder jenen Fehlern und Ausſchweifungen ſo veſt hangen, und ſich durch keine Ermahnungen und Warnungen davon abbringen laſſen: mancher, der die Stelle eines Ermahners oder

Warners bei einem ſolchen Menſchen, beſonders, wenn dieſer ein Jüngling iſt, vertritt, denkt oft bei ſich ſelbſt, wie ſollte es doch möglich ſeyn, daß ein Menſch alle Ermahnungen und Warnungen ſo in den Wind ſchlägt, und ſich von den ihm gewöhnlichen Ausſchweifungen nicht auch endlich einmal losreißt? aber bedenkt dabei nicht, daß es ihm, der vielleicht kälteres Blut und weniger reizbare Nerven hat, weit leichter werden muß, ſich vor dergleichen Vergehungen zu hüten, als dem raſchen, ſanguiniſchen oder choleriſchen Jüngling.

So oft hört man in Kaffee-Geſellſchaften, beſonders, wo geſchwäzige und in den Künſten des Splitterrichtens und der Verleumdung geübte Weiber das Geſpräch führen, über dieſen und jenen das erbauliche Urtheil: Ja, wen einmal der Satan in ſeinen Klauen hat, der kann eben nimmer anderſt. Sollte man's denken, daß A. und B. und C. immer noch ſo fortfahren, wie ſie's angefangen haben? Der muß doch gewiß und wahrhaftig gar keinen guten Gedanken mehr in ſei-

ſeinem Herzen haben, und jene, ach die Närrin! wie kann ſie doch ſo ausgelaſſen ſeyn, wie mag ſie doch auf ihre Kleider ſich ſo viel einbilden, wie mag ſie doch an den Dingen eine Freude haben, die uns doch ſo eckelhaft vorkommen? Nicht wahr? Frau Nachbarin, ſo haben wir's in unſerer Jugend nicht gemacht, und wenn ſie's zehenmal ärger gemacht haben, aber nun, — wegen ihres Alters, oder aus Eigenliebe, weiß ich nicht — vergeſſen haben. Wer doch ſo eitel, wer doch ſo luſtig ſeyn möchte, wer ſich doch den Freuden dieſer Welt ſo überlaſſen könnte! Gewis und wahrhaftig, das habe ich die Tage meines Lebens nicht ſo geſehen, u. ſ. w. Ob das wol Menſchenkennerinnen ſind? oder ob ſie ſo urtheilen würden, wenn ſie es wären? Und ſo werden wahrlich auch von ſonſt einſichtsvollen Männern, nur mit mehrerer Feinheit, öfters ſolche Urtheile gefällt; ſo wird mancher aus Mangel an Menſchenkenntniß härter verdammt, als er es verdienet; ſo wird von manchem mehr Vollkommenheit gefordert, als er ſeiner Temperaments-Anlage nach erreichen kann.

Der Menſchenkenner aber urtheilt ganz anderſt; Er ſchreibt nicht nur manche Fehler eines Menſchen nachſichtsvoll auf Rechnung ſeines Temperaments, hat nicht nur mehr Gedult mit einem ſolchen, dem die Abgewöhnung eines Fehlers um ſeines Temperaments willen ſchwerer wird, als einem andern, ſondern erwartet auch von jedem Menſchen nur **nach ſeiner individuellen Temperaments-Anlage Vollkommenheit.** Der Menſchenkenner ſieht ein, daß unmöglich alle Menſchen Vollkommenheit in gleichem Grade, und in einer und ebenderſelben Art von Wiſſenſchaft oder Tugend erreichen können, wird daher auch niemals dieſe oder jene Tugend in eben dem Grade von verſchiedenen Subjekten fordern oder erwarten, wird nie von verſchiedenen Subjekten gleich groſe Vollkommenheit in einer gewiſſen Art menſchlichen Wiſſens erzwingen wollen. Und da die **Erziehung** einen ſo ſichtbaren Einfluß auf den moraliſchen Charakter eines Menſchen hat, ſo wird auch dieſe von dem Menſchenkenner erſt unterſucht werden, ehe er ein beſtimmtes Urtheil über ihn fällt, und

er

er wird auch dieſe erſt zu Rathe ziehen, ehe er bei ſich ſelber veſt ſezt, welches Maas von Vollkommenheit er von ihm erwarten könne, und dürfe. So aber wird nur der Menſchenkenner allein urtheilen können.

Wie man übrigens durch praktiſche Menſchenkenntniß in der Beurtheilung anderer vorſichtiger und gegen die Fehler ihres Temperaments nachſichtsvoller wird, eben ſo lernt man dadurch auch in Beurtheilung ihrer Tugenden weniger fehlen. So wie es Fehler gibt, die blos Temperaments-Fehler ſind, ſo gibt es auch Tugenden, die nichts weiter als Temperaments-Tugenden genannt zu werden verdienen. Hier wird nun derjenige, der ſich durch praktiſche Menſchenkenntniß geübt hat, den Menſchen ganz nach allen ſeinen Anlagen zu betrachten und zu beurtheilen, auch nicht ſo leicht in den Fall kommen, die Tugend des einen, wenn er ſie ſchon in höherem Grade beſizt, dem ſie aber um ſeines Temperaments willen leichter wurde, der Tugend eines andern, der ſie in geringerer Maas ausübt, ſchon um deswillen vorzuziehen, da doch der

leztere, weil ſie ihn vielleicht mehr Anſtren-gung und Verläugnung koſtete, auch mehr Verdienſt dabei hat.

Dieſe durch praktiſche Menſchenkenntniß erlangte Gewöhnung zu richtigerer und dabei nachſichtsvollerer Beurtheilung anderer wird alsdann auch die ſehr gemeinnüzige Folge haben, daß man im Umgang mit andern liebreicher und freundlicher wird. Indem man ſich gewöhnt, an andern mehr ihre Tugenden als ihre Fehler aufzuſuchen, und die leztern ſo viel als möglich zu entſchuldigen, werden nie jene feindſelige Geſinnungen gegen Menſchen überhaupt, oder gegen einzelne Perſonen bei uns aufkommen können, die den Menſchen endlich zum Miſanthropen und zulezt gar zum Heavtontimorumenos machen.

III. Ueber

III.

Ueber den
Reiz der Neuheit.

Varietas delectat.

Digitized by Google

III.

Ueber den Reiz der Neuheit.

Daß es vortheilhaft ſey, daß das menſchliche Leben ſo vielen und mancherley Veränderungen unterworfen iſt, kann nicht nur der Theolog mit ſehr einleuchtenden Gründen beweiſen, ſondern der Pſycholog reicht ihm auch noch beſonders manche unumſtößliche Belege zu dieſer Wahrheit dar.

Zwar klagt ſo mancher über den öftern und ſchnellen Wechſel von Glück und Unglück in dieſem Leben, zwar ſchreiet man es aus eben dem Grunde gewöhnlich und mit übertriebenen Vorſtellungen als ein elendes Jammerthal aus; Allein die Erfahrung lehrt, daß es noch vielmehr Jammerthal wäre, wenn es uns ohne dieſe mannichfaltige Abwechslungen und Veränderungen dahin flöße. Es iſt hier

nicht der Ort, die Gründe für dieſe Behauptung anzuführen, die aus der Regierung Gottes und aus ſeiner Allweisheit, oder aus andern theologiſchen Grundſäzen, oder auch aus der allgemeinen Erfahrung hergenommen werden können; und man darf daher als ſchon erwieſen vorausſezen, daß unſer Leben ohne die gewöhnliche Veränderungen und Abwechslungen, ſei's auch daß der Wechſel zwiſchen Glück und Unglück iſt, uns eine lange, gewis nicht freudenreiche Ewigkeit dünken würde. Nur die pſychologiſchen Gründe für dieſe Wahrheit gehören, und auch dieſe nur indirecte hieher.

Die ganze Anlage unſerer Natur ſcheint es zu fordern, daß unſerm Leben durch Abwechslungen und Veränderungen die ermüdende Einförmigkeit genommen werde. Daher der ſtarke und unwiderſtehliche Reiz, den die Neuheit für uns hat. Daß dieſer Reiz allgemein ſey, und ſich bei allen Menſchen, wiewohl bald in höherem, bald in geringerem Grade finde, lehrt ſchon eine blos

fluch-

Digitized by Google

flüchtige Beobachtung. Wie ſehr geizt jedermann darnach, etwas neues zu ſehen, zu hören, zu erfahren? Iſt man in Geſellſchaften, ſo iſt es bald der einzige Gegenſtand des Geſprächs, daß man einander alle die Neuigkeiten auftiſcht, die man die Woche oder das Jahr hindurch geſammelt und zuſammen getragen hat, um ſie in der nächſten Aſſemblee auskramen zu können. Und wie iſt alsdann die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft geſpannt, wenn ein Mitglied nach dem andern das Magazin ſeiner ſogenannten Neuigkeiten öffnet, und ſie in langer Reihe vor den Ohren der aufmerkſamen Zuhörer vorbeitraben läßt. Da möchten Welten zu Trümmern gehen, und Millionen Menſchen verderben, was kümmerte ſie das? Die Geſellſchaft hat nun für nichts Ohr und Verſtand und Herz als für die eben aufgetiſchte vorher noch unbekannte Zeitung. Gut oder ſchlimm, das iſt einerlei, wenn's nur etwas neues iſt. Aber kaum darf halbweg während einer ſolchen Erzählung ſich irgend etwas wirklich ereignen, das man ſelbſt mit anſehen oder anhören kann,

ſo

Digitized by Google

ſo iſt alle Aufmerkſamkeit dort weg, und auf dieſes gerichtet; warum? es iſt etwas noch neueres, als jene Erzählung.

Wie oft ſieht man den Politiker oder Politikaſter mit begieriger Hand nach den eben angekommenen Staats-Anzeigen greiffen, ſich mit innigem Vergnügen damit hinter den Ofen in den Grosvater-Stuhl ſezen, im ſeligſten Wohlbehagen ein Pfeifchen darzu ſchmauchen, und Himmel und Erde, ja öfters zulezt gar auch die brennende Pfeife darüber vergeſſen. Woher dieſe Begierde? Es iſt etwas Neues aus der politiſchen Welt.

Wie begierig durchblättert der Gelehrte den Meß-Katalog, um die neueſten Produkte der lezten Meſſe zu erfahren; wie eilt er, von dieſem oder jenem Buch, das etwa ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat, nähere Kundſchaft einzuziehen! Lauter Beweiſe, wie allgemein, wie ſtark, wie unwiderſtehlich der Reiz der Neuheit iſt.

Beſonders ſcheint ſich der Reiz der Neuheit am ſtärkſten in der Liebe zur Veränderung zu offenbaren, die man an allen Men-

ſchen

ſchen mehr oder weniger bemerkt. Und dieſe iſt es auch, auf welche die Hauptabſicht der gegenwärtigen Abhandlung geht, die nur deßwegen den Titul führt: **über den Reiz der Neuheit**, weil dieſer die Grundurſache der Liebe zur Veränderung iſt.

Jedermann liebt Veränderung. Diß iſt eine Wahrheit, für deren Allgemeinheit die Erfahrung bürgt. **Ewiges Einerlei** ermüdet und erweckt Eckel, der Gegenſtand mag ſeyn, welcher er will, und es iſt diß ſo wohl in blos ſinnlichen als im halbſinnlichen, als auch im ganz geiſtigen Genuß der Fall. Daher die Anekdote von jenem Bauern, der ſich kein köſtlicherers Leben dachte als immerdar Rebhüner eſſen zu dürfen, und doch, als er eine Zeitlang immer Rebhüner und wieder Rebhüner zu eſſen bekam, endlich voll Eckel ausrief: toujours perdrix!

Die liebſte Beſchäfftigungen entleiden uns zulezt, wenn ſie nicht zuweilen mit andern abwechslen. Das Kind läßt das unterhaltendſte Spielwerk endlich liegen, wenn es lange ununterbrochen damit geſpielt hat. Der Jüngling und

der

der Mann verläßt endlich voll Ueberdruß eine Beſchäftigung, an die er lange gefeſſelt war, oder die er ſich auch ſelbſt wählte: denn woher mag es anderſt kommen, daß nicht leicht jemand ein von ihm ſelbſt ausgearbeitetes Manuſcript, und wenn auch das Vergnügen der Autorſucht noch ſo ſtark dabei wäre, mit eigener Hand gern wieder abſchreibt? Nur gewiſſe Spiele, z. B. das Kartenſpiel, ſcheinen hier eine Ausnahme zu machen, indem ſie die Eigenſchaft haben, denjenigen, der ſich ihnen ergibt, je länger er ſpielt, deſto anhaltender zu feſſeln. b)

Allein diß ſtoßt die Liebe zur Veränderung deßwegen nicht um, denn auch der leidenſchaftlichſte Spieler würde gewis, wenn er nur verhältnißmäſig einige Zeit länger ununterbrochen einerlei Spiel ſpielen ſollte, das-toujours perdrix! bald genug ausrufen.

Woher anderſt kommt die entſezliche Qual der langen Weile, als von eben dieſer Liebe zur Veränderung? Der, den die lange Weile plagt

b) Woher diß komme, darüber werde ich an einem andern Ort einige Bemerkungen mittheilen.

Digitized by Google

plagt, könnte ja, um ſich ihrer zu entledigen, irgend eine ſeiner ſonſt gewohnten Beſchäftigungen vornehmen: allein, warum mag er das nicht? warum läßt er ſich lieber von der langen Weile foltern? Weil ſie den Reiz der Neuheit für ihn verlohren haben, weil er Veränderung wünſcht, und doch keine Gelegenheit ſieht, ſie ſich zu verſchaffen.

Freilich iſt dieſe Liebe zur Veränderung nicht bei allen Menſchen gleich ſtark, freilich hat die Neuheit für dieſen mehr, für jenen weniger Reiz. Man ſieht auch Menſchen, aber ſie ſind ſelten, die für alles, was auſſer ihnen vorgeht, keinen Sinn zu haben ſcheinen, weniger ſelten ſolche, die ohne Ueberdruß ſich immer auf einem Fleck ihres Daſeyns herumdrehen, Menſchen, die bei einerley Beſchäftigung mit unglaublicher Beharrlichkeit ausharren können, und ſich ſelten nach Veränderung ſehnen, und man hält gewöhnlich — ob mit Recht oder Unrecht? will ich nicht entſcheiden, — dafür, daß Gelehrte und tiefdenkende philoſophiſchen Köpfe ſo beſchaffen ſeyn müſſen: allein auch dieſe ſind keine Ausnahme

von

von der Regel; ſie beweiſen nur, daß dieſer Reiz Grade hat, nicht, daß er bei irgend einem Menſchen ſich gar nicht findet.

Merkwürdiger iſt der Unterſchied, wie ſich die Liebe zur Veränderung in den verſchiedenen Altern des Menſchen äuſſert, und welchen Reiz die Neuheit in jedem beſonders hat. Anderſt fühlt ihn das Kind und der Knabe, anderſt der Jüngling, anderſt der Mann, anderſt der Greis, und von den Jahren der Kindheit bis zum hohen Alter ſteigt und fällt er nach verſchiedenen Stufen.

Das Kind und der Knabe fühlen ihn ſtark. Man beobachte einmal ein Kind bei ſeinen Spielen. Hat es irgend eines lange geſpielt, ſo fühlt es endlich Abneigung dagegen: was ihm vorher groſe Freude machte, wird ihm nun zum Ekel, und verfällt es nicht entweder ſelbſt auf eine andere Unterhaltung, oder verſchafft ihm nicht jemand anders eine neue, ſo wird es ungedultig, mürriſch, und fängt zulezt an zu weinen. Kaum aber hat es ſich mit der neuen Unterhaltung, die man ihm verſchaffte, wieder eine Zeitlang ab-

ge-

gegeben, ſo hat auch dieſe das nemliche Schikſal. Wird ihm aber ein anfangs angenehmes Spielwerk einige Zeit aus den Augen gerükt, und nach Verfluß derſelben wieder hervorgebracht: ſo hat es wieder neuen Reiz, weil es in gewiſer Art wieder neu iſt. Doch iſt die Freude daran ſchon nimmer ſo groß, wie damals, als es das Kind das erſte mal kennen lernte: denn es iſt doch nimmer ſo neu, wie das erſte mal. Mit Kleidern gehet es dem Kind eben ſo. Je mehr Veränderungen darinn, deſto lieber; je öfter die alte mit neuen abwechſeln, deſto gröſſer iſt die Freude des Kindes. — So auch der Knabe. Wird er, beſonders beim Unterricht, an einerlei Beſchäftigungen lange gefeſſelt, ſo entſteht endlich Ueberdruß, und Ekel an dieſer Art von Beſchäftigungen, und zulezt gar am ganzen Unterricht, da er hingegen durch öftere Abwechslung und Veränderung nicht nur bei guter Laune erhalten, ſondern ihm auch gröſſere Luſt zum Unterricht überhaupt beigebracht werden kann. Denn woher mag es wol kommen, als von dem uns natürlichen Ekel am

Einerlei, und der Liebe zur Veränderung, daß ſo mancher ſein ganzes Leben hindurch an der lateiniſchen und andern alten Sprachen einen unüberwindlichen Eckel behält, weil in ſeiner Jugend nach ganz verkehrter Methode die Unterweiſung in dieſen todten, ſchon an und vor ſich dem Knaben unintereſſanten Sprachen oft der einzige, wenigſtens der Hauptgegenſtand des Unterrichts war?

Je mehr nun aber der Knabe heran wächst, deſto ſtärker wird auch die Liebe zur Veränderung, und die höchſte mögliche Stuffe erreicht ſie beim Jüngling. Der immer thätige Geiſt des Jünglings raſtet nie, er iſt unaufhörlich beſchäftigt, und ſeine Beſchäftigungen müſſen Abwechslungen haben. Iſt er vor ſich allein in einſamer Stille, welches aber ſelten geſchehe, weil ſie zu viel Einförmigkeit hat, ſo macht er Entwürfe für ſein künftiges Leben, ſchaft ſich Phantome, und träumt ſich aus der Wirklichkeit weg in die Möglichkeit, aus der Gegenwart in die Zukunft. Da tanzen alle nur mögliche Bilder einer heitern Zukunft, mit allem Reiz der Neu-

Neuheit geſchmükt, und in angenehmer Abwechslung vor ſeiner Phantaſie vorüber. Die Hoffnung, die ſtärkſte Leidenſchaft des Jünglings, gibt ihm die Farben, um das ganze Gemälde der frohen Zukunft auszumalen. Ueberhaupt wird man ſelten einen Jüngling finden, der nicht Entwürfe macht für die Zukunft c).

Erwacht er dann auch aus ſeinen ſüſſen Träumereien, ſo iſt es ihm dann doch nicht, wie einem, der wirklich aus einem Traum erwacht, und ſich alsdann betrogen findet. Nein, er ſezt deßwegen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen kein Ziel: was er geträumt hatte, wünſcht er nun mit vollem Bewußtſeyn, und was er wünſcht, das hofft er auch. Seine Seele iſt nicht zufrieden mit den bloſen Vorſtellungen der Möglichkeit, es entſteht nun auch die höchſte Sehnſucht in ihr, das geträumte zu realiſiren. In den Stunden des ruhigern Nachdenkens begnügt er ſich nun nicht

c) Man vergleiche damit, was Herr Profeſſor Abel in der Abhandlung: über den zauberiſchen Reiz der erſten Jugendjahre, über dieſe Materie ſagt.

mehr blos mit den Entwürfen für die Zukunſt ſelbſt, er macht nun wieder Entwürfe, wie die erſten Entwürfe ausgeführt werden können, und Hoffnung und Einbildungskraft leihen ihm Flügel darzu. Woher ſollte nun dieſe Neigung des Jünglings, Entwürfe zu machen, kommen? Offenbar iſt die Liebe zur Veränderung mitwirkende Urſache davon. Er denkt ſich nicht gerne lang in der Lage, worinn er ſich wirklich befindet: daher ſezt ihn ſeine geſchäfftige Phantaſie ſchnell in eine andere, die noch allen möglichen Reiz der Neuheit für ihn hat.

So zeigt ſich beim Jüngling die Liebe zur Veränderung in der Phantaſie, noch ſtärker aber äuſſert ſie ſich auch in der **Wirklichkeit.** Man beobachte den Jüngling bei ſeinen Beſchäfftigungen, man beobachte ihn in jeder Lage, worinn er ſich befindet. Die liebſte Beſchäfftigungen für ihn ſind die, wobei er die meiſte Abwechslung hat. Der raſtloſe Geiſt des Jünglings brütet ſelten lang über einerlei Art von Geſchäften, er will an mehreren Orten thätig ſeyn, ſeine Wißbegierde, ſein Thatendurſt erſtrekt ſich über alles, was er ſieht, ſein

Wir-

Wirkungskreis ſoll der gröſte ſeyn, der mög⸗lich iſt. Bald mit dieſem bald mit jenem be⸗ſchäftiget, eilt er mit unruhiger Thätigkeit von geiſtigen zu körperlichen, und von körper⸗lichen zu geiſtigen Beſchäftigungen.

Zwar kann er ſich nun ſchon eher an ein gewiſſes Geſchäft heften, als das Kind und der Knabe; allein der Kreis ſeines Wiſſens hat ſich nun auch erweitert, und er kann ſich nun nicht überwinden, nicht nur Vielheit, ſon⸗dern auch Mannichfaltigkeit in ſeine Geſchäfte zu bringen. Beſonders bleibt nicht leicht ein Jüngling gern in einerlei Lage, und an einerlei Orte, und wenn jene die glücklichſte, und die⸗ſer der reizendſte wäre. Daher der unwider⸗ſtehliche Hang der meiſten Jünglinge zum Reiſen, daher die Begierde, die Welt zu ſe⸗hen, und durch jede Veränderung der Lage und des Orts wieder aufs neue glüklich zu ſeyn.

Ich habe dieſe Liebe zur Veränderung mei⸗ner Lage und meiner Verhältniſſe, und des Orts den ich bewohne, ſchon oft an mir ſel⸗ber bemerkt. In der glüklichſten Lage ſehne

ich mich nach Veränderung, und ich erinnere mich noch gar wohl, welche unbegränzte Freude in mir entſtand, als meine Eltern einſt den Ort ihres bisherigen Wohnſizes veränderten, und ich nun die Hoffnung hatte, künftig an einem andern Orte leben zu dürfen, unerachtet ich dieſen neuen Ort noch gar nicht kannte, und der erſte nichts hatte, was mir ihn unangenehm hätte machen können. Und noch jezt, wann ich mir den Plaz denke, der mir über kurz oder lang zur Vollendung meiner Beſtimmung angewieſen werden wird, ſo wünſche ich mir lieber einen mit mittelmäſigen Vortheilen, von welchem ich aber nach einiger Zeit auf einen beſſern verſezt, als einen mit den gröſten, der mir aber ohne einige Veränderung zum beſtimmten Wohnſiz auf die ganze Zeit meines Lebens gegeben würde. Eben dieſe Bemerkung habe ich auch ſchon an andern Jünglingen gemacht. Der Geiſt des Jünglings kann ſich ſelten auf einen Ort einſchränken, ſelten in einerlei Lage lange Zeit bleiben, auch fordert's ſeine Beſtimmung nicht.

Dieſe

Dieſe Liebe zur Veränderung nun fängt, ſo wie ſie vom Kinde bis zum Jüngling immerdar wuchs, beim Manne wieder abzunehmen an. Der gereiſte Mann kann ſich nun ſchon weit beſſer, als das Kind und der Knabe und der Jüngling, an einerlei Beſchäftigungen feſſeln, liebt ſchon die Veränderung ſeiner Lage und des Orts nicht mehr ſo, wie der Jüngling. Es miſchen ſich bei ihm nun ſchon immer mehr ökonomiſche Betrachtungen darein, ehe, oder warum er Veränderung wünſcht, und ſie zu erreichen ſucht. Er liebt nun ſchon mehr Ruhe und Stille, und öfters iſt ihm Veränderung des Orts und der Lage mehr unangenehm als wünſchens werth.

Er bleibt nun lieber an einem Orte, und wenn er nicht, wie z. B. der Kaufmann, von Jugend auf daran gewöhnt ward, ſo hat auch das Reiſen vieles von ſeinen Reizen für ihn verlohren. Doch iſt deßwegen die Liebe zur Veränderung noch nicht gänzlich in ihm erloſchen; auch der Mann ermüdet noch an langer Einförmigkeit, und ſucht endlich Ver-

änderung, nur nicht mehr ſo ſchnell und ſo oft wie der Jüngling.

Endlich ſcheint ſie **beim Greiſen vollends ganz zu erlöſchen.** Nicht als ob für dieſen die Neuheit gar keinen Reiz mehr hätte, nein, vielmehr ſcheint die Neugierde ſich im Greiſen-Alter, wenigſtens bei manchen, zu verjüngen, und zu vermehren. Der Greis iſt gemeiniglich auf alles begierig, was um ihn und auſſer ihm vorgeht, hört gern Anekdoten erzählen, die er noch nicht weis, bekümmert ſich viel um Stadt-Neuigkeiten, und hat es gern, wenn man ihm dergleichen hinterbringt. Allein der Reiz der Neuheit, der ſich durch Liebe zur Veränderung äuſſert, iſt für ihn ganz verlohren. Nur ſelten wird ein Greis dahin bewogen werden können, eine groſe Reiſe zu unternehmen, und ſein gegenwärtiger Wohnort iſt ihm allzulieb, als daß er ihn noch mit einem andern vertauſchen ſollte, wenn er nicht durch andere Umſtände genöthiget wird. Sey dieſes auch Schwachheit des Alters, genug, daß es ein Beweis iſt, daß die Liebe zur Veränderung ſich verlohren, und der Reiz der

Neu-

Neuheit in dieſem Punkte verſchwunden iſt. Daß es Greiſe gibt, die auch hierinnen eine Ausnahme machen, ſtreitet deßwegen doch nicht gegen die allgemeine Erfahrung, ſo wenig als das, daß auch bei Männern, Jünglingen und Kindern in Anſehung der Liebe zur Veränderung Ausnahmen angetroffen werden.

Noch muß ich, ehe ich zur Erklärung dieſes Reizes ſchreite, eine Beobachtung beifügen, die ich gemacht zu haben glaube. Es iſt die, daß der **Reiz der Neuheit bei Mädchen gewöhnlich weniger ſtark** als bei Jünglingen zu ſeyn ſcheint. Diß klingt zwar einigermaſen paradox, da man ſonſt dem andern Geſchlecht eine allzugroße Neugierde zur Laſt legt: allein ich rede hier nur von demjenigen Reize der Neuheit, der die Liebe zur Veränderung erzeugt. Zwar ſcheint auch wider dieſe Behauptung das Virgilianiſche: Varium et mutabile ſemper femina, zu ſtreiten: allein eine nähere Beobachtung wird lehren, daß dieſe Behauptung doch richtig ſey, ohne dem virgilianiſchen Gemeinſaz etwas von ſeiner Wahrheit zu benehmen. Virgil redt

Digitized by Google

hier offenbar nur von den Geſinnungen des weib=lichen Geſchlechts, und hierinn hat er die Er=fahrung auf ſeiner Seite, welche deutlich ge=nug lehrt, daß die Geſinnungen des andern Geſchlechts ſehr unbeſtändig ſind, da manche in einer Minute lachen und weinen können; allein auf der andern Seite bemerkt man doch auch eben ſo deutlich, daß Mädchen nach Veränderung ihrer Lage oder des Orts ſich nicht ſo ſehr ſehnen, ſie nicht ſo ſehr wünſchen, und ſuchen, und wenn ſie ſich ohne ihr Zuthun ereignet, nicht ſo ſehr lieben, als Jünglinge. Ich habe dieſe Bemerkung öfters zu machen Gelegenheit gehabt; und woher käme auch ſonſt die unläugbare Erfahrung, daß Mädchen nicht ſo gern reiſen, wie Jünglinge, und ſich vom väterlichen Hauſe ungerner trennen als dieſe? Einzelne Ausnahmen machen auch hier keine neue Regel, und ich werde übrigens unten zu erweiſen ſuchen, woher dieſes komme.

Und nun will ich verſuchen, einige **Er=klärungen** beizufügen, woher dieſer Reiz kommen mag, den die Neuheit für uns hat, und die Liebe zur Veränderung, die wir ſo

all=

allgemein an allen Menſchen bemerken, die ich aber keineswegs für ausgemachte Wahrheiten, ſondern etwa nur für Hypotheſen ausgebe. Die oben angeführte Bemerkungen, beſonders über die Verſchiedenheit dieſes Reizes und über ſeine Abſtuffungen im Kindes- Jünglings- männlichen- und Greiſen- Alter werden zugleich die ſicherſte Hülfsmittel zur Erklärung deſſelbigen ſeyn.

Aus denſelbigen glaube ich nemlich folgern zu dürfen, daß der Reiz der Neuheit und die allgemeine Liebe zur Veränderung hauptſächlich aus dem uns angebohrnen Durſt unſerer Seele nach Thätigkeit herrührt. Dieß Verlangen nach immerwährender Wirkſamkeit iſt offenbar eine Grundkraft unſerer Seele, aus welcher viele Erſcheinungen in derſelben erklärt werden können, und müſſen. Nun bemerkt man ganz deutlich, daß diß Verlangen nach Thätigkeit in eben dem Grade ſteigt und fällt, in welchem der Reiz der Neuheit zu- und abnimmt; und diß beweißt alſo, daß dieſer von jenem herkommen müße.

Digitized by Google

Beim Kinde fängt das Verlangen nach Thätigkeit an, es fängt an, ſeine Kräfte zu gebrauchen und zu üben, es will überall thätig ſeyn, wo es kann, und alle Gegenſtände die es ſieht, macht es auch zu Gegenſtänden ſeiner Beſchäftigung, es dringt ſich ſchon auf den Armen der Amme überall hin, wo es etwas zum tändeln, mithin etwas, ſeine Kräfte daran zu üben, zu finden glaubt. Daher die Neuheit ſtarken Reiz für das Kind hat, daher die Liebe zur Veränderung bei ihm, weil ſich ihm überall wieder neue Gegenſtände zur Beſchäftigung anbieten. Aber noch iſt der Wirkungskreis des Kindes zu klein, ſeine Kräften zu ſchwach, und nach Verhältnis dieſer ſein Durſt nach Thätigkeit noch geringer, es wird auf einmal mit zu vielen unbekannten Gegenſtänden überhäuft, die es nicht alle umfaſſen kann, und diß mindert dann auch die Sehnſucht nach Wirkſamkeit. Daher auch der Reiz der Neuheit und die Liebe zur Veränderung beim Kinde noch nicht den höchſten möglichen Grad erreicht, daher es ſo ungern das Haus ſeiner Eltern verläßt,

läßt, und noch lieber auf einem Flecke ſich herumdreht, als der Jüngling. Je mehr aber die Kräften wachſen, je weniger der unbekannten Gegenſtände werden, und je leichter das Kind ſie alle zu umfaſſen vermag, deſto mehr wächſet auch das Verlangen nach Thätigkeit, und mit dieſem der Reiz der Neuheit, und die Liebe zur Veränderung. Und beim **Jüngling** erreicht ſie, wie oben ſchon bemerkt worden iſt, den höchſten *möglichen* Grad. Natürlich! bei *ihm* iſt auch die Sehnſucht nach Thätigkeit aufs höchſte geſpannt. Für ſeinen Wirkungskreis iſt die ganze Erde nicht zu weit, ſein Geiſt klimmt immer höher empor, und raſtet nie, ſeine Kräften fühlt er ſtark genug, um auszuführen, was er entworfen hat. Was Wunder, wenn er nicht ruhen kann, ſondern ſie üben muß? und warum ſollte er ſie nicht am liebſten an allen in ſeinem Wirkungskreiſe ligenden Gegenſtänden, bald da, bald dort, bald an dieſem, bald an jenem verſuchen? Wäre es nicht ein Wunder, wenn für ihn die Neuheit nicht den höchſten Reiz hätte, wenn die Liebe zur Veränderung bei ihm

ihm nicht am gröſten wäre? Beim Manne nimmt der Durſt nach Thätigkeit wieder ab, und in eben dem Grade auch der Reiz der Neuheit und die Liebe zur Veränderung. Zwar ſteht der Mann nun in ſeiner vollen Kraft da, alle Anlagen und Kräfte, die beim Kinde erſt keimten, beim Jünglinge blühten, ſind nun beim Manne zur vollen Reife gediehen: es ſcheint alſo daraus zu folgen, daß bei ihm auch die Thätigkeit die gröſte ſeyn müße. Allein, wo iſt das Feuer der Jugend, das den Jüngling mit ſolchem Drang zu Thaten hintreibt? Beim Manne iſt es erloſchen, glimmt wenigſtens nur noch unter der Aſche, Kraft hat er zwar mehr als der Jüngling, aber Thatendurſt weniger, alſo auch weniger Liebe zur Veränderung, weniger Empfänglichkeit für den Reiz der Neuheit.

Endlich ſteht beim Greiſen das brennende Verlangen nach Thätigkeit ganz ſtille, und mit ihm auch die Liebe zur Veränderung. So wenig der Greis ſeine noch übrige Kräften durch weitere Anſtrengung vollends abzunuzen liebt, ſo wenig liebt er Veränderung, und zieht ſich

im-

immer mehr in die Stille und in ſich ſelbſt zurück; und Erfahrung und Beobachtungen lehren, daß dieſes nach eben den Graden ſo fortgeht, nach welchen die Kräfte und die Luſt zu äuſſerlicher Thätigkeit abnehmen. Darzu kommt noch, daß beim Greiſen jenes Feuer der Einbildungskraft erloſchen iſt, deren Zauberlicht dem Jünglinge jede Veränderung im Roſengewande darſtellte, und ihn nur das Angenehme, nicht auch das beigemiſchte Unangenehme ſeiner Hoffnungen ſehen läßt; Daß der Greis nun durch mehrere geſammelte Erfahrungen überzeugt, daß in der Veränderung der Lage und des Orts nicht immer das eingebildete Vergnügen zu finden war, auch nach ſolchen Veränderungen ſich nimmer ſo ſehr ſehnet, und daß aus eben dieſem Grunde, weil er auch die Beſchwerlichkeit der Reiſen ſchon erfahren hat, dieſe nimmer den Reiz für ihn haben, wie für den Jüngling. Es ſcheint alſo durch dieſe Bemerkungen bewieſen zu ſeyn, daß der Reiz der Neuheit hauptſächlich aus dem Durſt unſerer Seele nach Thätigkeit herrührt.

Deſ=

Deſſen ungeachtet aber hat wahrſcheinlich der Körper auch ſeinen Antheil daran. Ein reizbares Nerven-Syſtem, woraus eine lebhafte Einbildungskraft entſteht, iſt nach der Erfahrung die Urſache, die einen ſtarken Reiz der Neuheit und eine große Liebe zur Veränderung wirkt. Je nachdem die Einbildungskraft verſchieden iſt, je nachdem iſt auch die Stärke des Reizes der Neuheit im Menſchen verſchieden. Eine lebhafte Einbildungskraft zeugt einen ſtarken, eine ſchwache einen ſchwachen Reiz. Daher dieſer beim Jüngling am ſtärkſten, weil die Einbildungskraft bei ihm die am meiſten ausgebildete Seelenkraft iſt, beim Kind und Manne ſchwächer, weil die Einbildungskraft bei jenem noch wachſen muß, bei dieſem ſchon wieder abzunehmen anfängt, und beim Greiſen zulezt gar nichts mehr iſt, weil die Einbildungskraft bei dieſem nun ganz zu verſchwinden ſcheint. Ein gewiſer Grad von Reizbarkeit der Nerven gehört ebenfalls, ſo wie zur Einbildungskraft überhaupt, auch zur Erweckungeines ſtärkern, oder geringern Reizes, den die Neuheit für uns hat.

Allzuſchwache Nerven hindern ihn eben ſo wie allzuſtumpfe, und nicht leicht bewegliche: denn es wird offenbar eine gewiſe beſtimmte Spannung der Nerven erfordert, um ihn hervorzubringen. Schwache und dabei reizbare ſind ihm ſehr günſtig, wenn ſie nur nicht allzu ſchwach ſind, doch ſcheint ſich dieſes hauptſächlich nur auf den Reiz der Neuheit im engen Verſtande, oder auf die Neugierde einzuſchränken, und ſich nicht ſo auf die Liebe zur Veränderung ausdehnen zu laſſen.

Daher das feiner und ſchwächer gebaute weibliche Geſchlecht die Neugierde oft bis zum Uebermaas treibt, ohne deßwegen von der Liebe zur Veränderung ſehr hingeriſſen zu werden; daher auch Greiſe, deren Nerven-Syſtem ſchwächer zu werden anfängt, zwar Neuigkeiten lieben, in der Veränderung aber nichts angenehmes mehr finden: woher es auch kommen mag, daß Greiſe gewöhnlich argwöhniſch ſind, welches alsdann die Neugierde wieder in ihnen erwekt.

Endlich trägt auch Erziehung und Gewöhnung zu Erweckung eines ſtärkern oder ſchwä-

Digitized by Google

chern Reizes der Neuheit, und einer größern oder geringern Liebe zur Veränderung vieles bei. Es iſt unnöthig zu beweiſen, welchen Einfluß Erziehung und Gewöhnung auf alle Leidenſchaften ſo wohl als Fertigkeiten hat: man könnte daher ſchon als erwieſen vorausſezen, daß ſie auch auf die Liebe zur Veränderung ihren mächtigen Einfluß haben müße, allein die Erfahrung beſtätigt es über diß noch. An und vor ſich hat gewiß das weibliche Geſchlecht die nemliche Anlage zur Liebe zur Veränderung wie das männliche, nur ſeine von der Bildung des Knaben und Jünglings ſehr verſchiedene Erziehung ſcheint ſie einiger maſen zu erſticken. Der Knabe und Jüngling wird gleich von Jugend auf in mehrerlei Lagen geſezt, kommt in verſchiedenere Verhältniſſe und an mehrere Orte, da hingegen das Mädchen gemeiniglich bis zum mannbaren Alter in dem Hauſe ihrer Eltern aufwächßt: daher man auch bei ſolchen Mädchen,

die

die ihr Schickſal in der Jugend in mehrfache Verhältniſſe ſezte, und ſie weiter umhertrieb, die Bemerkung machen kann, daß ſie eben die Liebe zur Veränderung beſizen, wie Jünglinge, wie dann die Mädchen und Weiber eines nomadiſchen Volkes, gewiß eben ſo wenig gerne lang an einem Ort bleiben, als ihre Jünglinge.

Aus dieſem allem ſcheinen nun folgende **praktiſche Schlüſſe** gezogen werden zu können, daß man in der Erziehung, weil nun einmal beim Kind und Knaben der Reiz der Neuheit und Veränderung da iſt, ihm nie zu lang einerlei Beſchäfftigung auflege, um den ſo ſchädlichen Ekel davon zu verhüten, d) und den raſchen feurigen Jüngling wo möglich in eine Lage ſeze, in welcher er zur Ausübung

d) S. Allg. Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens, 8ter Th. S. 166 = 168.

Digitized by Google

mancherlei Geſchäffte Gelegenheit hat, und wo er alſo ſeinen unwiderſtehlichen Hang zur Veränderung befriedigen, und doch ſeine Kräfte zugleich üben, und durch Erfüllung ſeines natürlichen Thatendrangs etwas nüzliches zu Stande bringen kann.

IV.

IV.

Ueber das Feyerliche gewiſſer Jahrszeiten.

Digitized by Google

IV.

Ueber das Feyerliche gewiſſer Jahrszeiten.

Gewiſſe unerklärbare Empfindungen und dunkle Gefühle von Nebenideen erweckt, deren wir uns öfters ſelbſt nicht bewußt ſind, haben, wie theils Herr Profeſſor Abel in der Abhandlung über das Feyerliche der Sonn- und Feſttage bemerkt, theils die Erfahrung lehrt, groſen Einfluß auf die menſchliche Seele, und beſtimmen nicht ſelten unſere Geſinnungen und Handlungen.

Was nun Herr Profeſſor Abel in der angeführten Abhandlung vom Gefühl des Feyerlichen an Sonntagen meldet, das habe ich eben ſo von gewiſſen Jahrszeiten bemerkt.

Es iſt überhaupt bekannt, daß jede beſondere Jahrszeit ihren ſtarken Einfluß auf uns hat, und zwar dieſes nicht nur auf unſern Körper, ſondern in gleichem Grade auch auf die Seele, welcher jede eine eigene Stimmung gibt. Allein auſſer dem gibt es noch einen gewiſſen unbeſtimmten dunklen Eindruck, welchen bald dieſe bald jene Jahrszeit auf uns macht, und der ſich nicht aus der natürlichen Beſchaffenheit derſelben allein erklären läßt, weil er bei verſchiedenen Subjekten verſchieden iſt. So bemächtigt ſich z. B. meiner immer eine gewiſſe eigene dunkle Empfindung, welcher ich keinen Namen zu geben weiß, wenn ich **des Sommers um die Zeit der Ernde** durch ein reifes Kornfeld dahin wandle, oder wenn ich die emſigen Schnitter die volle Halmen abmähen, auf Wägen laden, und nach Hauſe führen ſehe. Es iſt mir da immer ſo inniglich wohl, mein Herz erweitert ſich, ich fühle mein Daſeyn mit doppelter Wonne, und ich kann mich jedesmal alsdann nicht enthalten, mich in die Jahre meiner Kindheit und meiner erſten Jugend zurück zu denken, und da alle die unſchul-

ſchuldigen Freuden der Kindheit und Jugend, die ich damals genoß, durch Rückerinnerung wieder zu ſchmecken. Und diß Gefühl bemeiſtert ſich meiner, ich mag einſam oder in Geſellſchaft einen ſolchen Spaziergang machen, nur daß es im erſtern Fall ſtärker und lebhafter, und nicht ſelten auch von einigen wehmüthigen Freudenthränen begleitet wird, ich bin da ganz in der Erinnerung meiner Kinder- und Jugendjahre ſo ſelig.

Ein ähnliches Gefühl, nur von etwas anderer Art, ergreift mich auch im **Herbſt beſonders zur Zeit der Weinleſe.** Wenn ich da von der Höhe der weinbewachſenen Berge unter dem Schöckern oder Jauchzen der Winzer in die vor mir liegende Ferne bis an ihre durch bläulichte Berge eingeſchloſſene Grenze hinein blicke, da hebt ſich mein Herz hoch, ich ſteige mit meinen Gedanken über die Himmel empor bis zum Unendlichen, und bin ganz im Wonne-Taumel verſunken. Schnell rufe ich mir dann alle frohe Ausſichten, die ich in die Zukunft habe, in meine Seele zuſammen, und freue mich dann, daß ich noch weitere Hoffnung zu

Digitized by Google

Freuden vorausſehe. Ueberhaupt iſt da Hoffnung die einzige und Hauptleidenſchaft meiner Seele.

Kommt dann der Winter, ſo macht auch dieſer, beſonders die Zeit der Chriſt-Feyertäge, wieder neue Eindrücke auf mich. Der erſte Schnee erwekt immer angenehme Empfindungen in mir, es iſt mir da ſo wohl in der eingeheizten Stube, und ich ſehe von meinem Fenſter aus die weiſſe Natur mit Entzücken an. In den Chriſt-Feiertägen beſonders, unerachtet dieſe eine Zeit der meiſten und gehäuften Arbeiten für mich ſind, fühle ich mich nicht nur zu dieſen ungewöhnlich aufgelegt, ſondern es herrſcht auch in meiner Seele immer eine entzükende Freude, die auch mit religiöſen eben ſo freudigen Empfindungen verbunden iſt.

Was ich aber an mir bemerke, läßt ſich eben ſo leicht nur auf verſchiedene Art auch **an jedem nicht ganz gefühlloſen Menſchen** beobachten. Auf jeden machen die verſchiedene Jahrszeiten einen ihrer Natur und ſeiner individuellen Seelen-Anlage nach verſchiedenen

denen Eindruck, und erwecken gewiſſe Empfindungen und dunkle Gefühle in ihm, die auch auf ſeine Geſinnungen und Handlungen Einfluß haben. **Der Winter** begräbt uns mit der Natur gleichſam in uns ſelbſt, benimmt die Luſt zum freien Genuß der offenen Natur und zu den ſonſtigen Ergözlichkeiten des Lebens, feſſelt uns anhaltender an unſere Berufsarbeiten und macht manchen mürriſch und mismuthig. Daher man unter andern gewöhnlich die Bemerkung machen kann, daß der Meß-Katalog der Oſtermeſſe meiſtens reicher an litterariſchen Produkten iſt, als der von der Michaelismeſſe weil jene auf den Winter, und dieſe auf den Sommer folgt, die Gelehrten aber im Winter lieber als im Sommer in ihrer Studierſtube ſizen, und über ihren Geiſtes-Produkten brüten.

Mit dem wiederkehrenden **Frühling** kehrt alsdann auch wieder die völlige Heiterkeit unſers Geiſtes zurück; ſo wie die Natur wieder auflebt, kommt auch in unſere Seele wieder neues Leben; das neue Kleid der Erde gibt auch uns eine neue Geſtalt, und lockt uns an

ſich, lockt uns wieder zu näherer Betrachtung der Schönheiten der Natur, entleidet uns den engen Raum unſerer Stube und unſers Hauſes, und ruft uns hinaus ins freye offene Feld. Daher der arbeitſame Landmann alsdann plözlich auch ſeine Feldgeſchäfte wieder beginnt, und die Heerſtraſen von müßigen Städtern wimmeln, die ſich im Spazieren gehen an der neuen Frühlingsluft laben.

Die drükende Hize des Sommers drükt darauf unſern Geiſt auch wieder nieder, matt und müde ſchleichen wir am Abend des Sommertages einher; und doch wekt auch da beſonders die Länge des Tages zu hohen und groſen Empfindungen.

Der Herbſt hat endlich auch wieder ſtarke Wirkungen auf unſere Seele. Er hat etwas feyerliches, etwas ſchauerlich ſüſſes, die abſterbende Natur, die allmählig ſich entblätternde Bäume, die anfangende Rauhigkeit der Luft: dieß alles wirkt mit unwiderſtehlicher Kraft auf unſere Seele, und bewegt leicht den Phantaſie-reichen Jüngling oder Mann, ſich in Gedanken ſelbſt jenſeits des Grabes hinüber zu ſchwingen.

Hie-

Hieher gehört auch die Erfahrung, die Hr. Spazier im Morizischen Magazin 3ten Bs 2tes Stück, S. 105 ff. von ſich anführt, wo er erzählt, was für einen Eindruck noch jezt die Herbſtwitterung und das durch ſie verurſachte Herabfallen der dürren Baumblätter auf ihn macht, und zugleich den Urſprung dieſes Eindruks von ſeinen Kinderjahren her meldet.

Kurz die Erfahrung beweiſet, daß jede Jahrszeit ihren gewiſſen eigenthümlichen Einfluß auf uns hat, daß aber gewiſſe Jahreszeiten noch beſondere Empfindungen und dunkle Gefühle erwecken, wozu irgend eine andere Veranlaſſung vorhanden ſeyn muß, weil dieſe nicht immer aus der natürlichen Beſchaffenheit der Jahreszeit erklärt werden können, und ſich nicht bei allen Menſchen gleich ſo befinden.

Laßt uns nun verſuchen, wie ſo wohl das allgemeine als das beſondere Gefühl des Feyerlichen zu gewiſſen Jahrszeiten erklärt werden könne. Jener allgemeine Eindruck, welchen Winter, Frühling, Sommer und

Herbſt

Herbſt auf jeden Menſchen machen, iſt offenbar körperlich, und wirkt hauptſächlich nur auf den Körper, und von dieſem erſt auf die Seele. Die Urſache von dieſen Empfindungen ligt wirklich und allein in **Luft, Sonne, und Witterung.** Die Winterluſt iſt von der Frühlingsluſt, dieſe von der des Sommers, und dieſe wieder von der Herbſtluſt zu merklich unterſchieden, als daß ſie nicht auch in unſerm Körper und durch ihn in der Seele verſchiedene Veränderungen hervorbringen, und dardurch auch gewiſſe verſchiedene Gefühle in uns erwecken ſollte. Die Sonne dünkt uns nicht nur im Frühling lieblicher zu ſcheinen; ſie ſcheint auch wirklich lieblicher; das Gefühl des Todes im Herbſt wird durch das wirkliche Abſterben der Natur erwekt; die Liebe zum einſamen Zimmer im Winter wirklich durch die unangenehme Wirkung der Kälte auf unſern Körper, und die Empfindung des Hohen und Groſen im Sommer wirklich durch den Anblick und die Empfindung des majeſtätiſchen und mächtigen Glanzes der hoch am Horizont ſtehenden Sonne.

Jene beſondere Gefühle aber, welche nur zu gewiſſen Jahrszeiten und beinahe bei jedem Menſchen auf andere Art entſtehen, und uns dardurch jene Jahrszeiten beſonders feierlich machen, laſſen ſich nicht ſo aus den äuſſerlichen Wirkungen der Sonne, Luft und Witterung erklären, ſondern es müſſen dabei andere wirkende Urſachen zu Hülfe genommen werden. Sonne und Luft und Witterung können unmöglich die Urſache, wenigſtens nicht die einzige oder vornehmſte ſeyn, warum ich im Sommer zur Erndezeit mich immer mit entzükenden Gefühlen in meine Kindheit und erſte Jugend zurück zu denken gedrungen, oder warum ich im Herbſt ſo ſehr zur Hoffnung geſtimmt werde, und in den Chriſtfeiertägen mitten unter den gehäufteſten Arbeiten ſo froh bin, und mich daneben meiner Religion und meines Gottes freue. Auch ſind offenbar die Urſache des leztern nicht blos und allein die häufige und feierliche Religionsübungen in dieſen Tagen: denn warum ſollte alsdann dieſes Gefühl nicht eben ſo auch an andern Feiertägen, beſonders wo ſie eben ſo ge-

gehäuſt ſind, entſtehen? Es müſſen alſo andere veranlaſſende Urſachen vorhanden ſeyn, und ich glaube, ſie in **gewiſſen in der Kindheit empfangenen Eindrücken** finden zu können. So lang ich noch niedere Schulen beſuchte, war es gewöhnlich, daß um die Zeit der **Ernde-Ferien** gegeben wurden. Nun erinnere ich mich noch ganz wohl, daß ich und die Geſpielen meiner Jugend einen groſen Theil dieſer Zeit dazu gebrauchten, theils in den reifen Kornfeldern zu wandeln, und den geſchäftigen Arbeitsleuten in der Ernde zuzuſehen, auch wohl auf einem von Garben hochaufgethürmten Kornwagen nach Hauſe zu fahren, theils auf ein benachbartes Dorf zu Anverwandten, wo wir immer viele Freuden genoſſen, zu gehen. Hier erwekten nun natürlich theils das Gefühl der Freiheit von dem läſtigen Zwang der Schule, theils die viele Freuden, die ich auf jenem Dorfe genoß, theils vielleicht auch die Empfindung des Wohlbehagens bei dem Fahren auf den aufgethürmten Garben, auch das Gefühl für die Schönheit der Natur zu ſelbiger Zeit, in welcher ich jene Freyheit und

jene

jene Freuden genos, und drükten dieſes Gefühl der jungen Seele ſo ſtark ein, daß noch jezt dieſe Jahrszeit jenes Angenehme und Feyerliche für mich hat, und ich mich dabei nach den Geſezen der Ideen-Aſſoziation immer in jene Jugendjahre zurük zu denken mich gedrungen fühle.

Es ſcheint alſo daraus zu folgen, daß die Urſache, warum uns gewiſſe Jahrszeiten immer beſonders feyerlich dünken, in einem in der Kindheit oder erſten Jugend erhaltenen Eindrucke liege, und daß angenehme Begebenheiten in jenem Zuſtand der Seele, wo Gehirn und Nerven noch weich, und allen Eindrücken noch offen ſind, ein gewiſſes bleibendes Gefühl in derſelben zurücklaſſen, das nicht leicht wieder erlöſcht, und das nicht nur jene angenehme Begebenheiten in erfreulicher Erinnerung läßt, ſondern auch zugleich der Zeit, in welcher ſie vorfielen, auch dann noch, wann ſie mit derſelben nicht mehr verbunden ſind, in unſerer Vorſtellung etwas Angenehmes und Feyerliches gibt. Denn aus dem nemlichen Grundſaze läßt ſichs nun auch erklären, warum

Digitized by Google

rum im Herbſt die Hoffnung meine Haupt=leidenſchaft wird. Es waren auch da wieder Ferien, und das Angenehme derſelben, verbunden mit dem Angenehmen einer Weinleſe beizuwohnen, mußte auch wieder angenehme und feyerliche Gefühle erwecken; Darzu kommt noch, daß ich damals gewöhnlich bei jeder Weinleſe die Hoffnung, wieder eine dergleichen Freuden zu genieſſen, hatte, und während einer jeden die angenehme Vorſtellung: auch wann alle vorbei ſind, hören doch die Ferien noch nicht gleich auf; welches dann leicht die Hoffnung überhaupt zum herrſchenden Gefühle in dieſer Jahrszeit machen konnte. Eben ſo leicht läßt ſich nun auch das Feyerliche **der Chriſtfeyertage**, das die meiſten Menſchen fühlen, erklären: denn es kommt wahrſcheinlich von den in der Kindheit und Jugend um dieſe Zeit empfangenen Chriſtgeſchenken her, die uns von Kindheit auf dieſe Zeit beſonders angenehm machten, und, weil ſie zugleich auch dem Andenken einer für den Chriſten wichtigen Begebenheit gewidmet ſind, religiöſe Empfindungen damals, im Kinde und Knaben

er=

Digitized by Google

erwecken mußten, und nun auch noch im Jünglinge und Manne hervorbringen. Die ſchon angeführte Erfahrung des Herrn Spaziers beweißt eben dieß, daß gewiſſe beſondere Empfindungen zu gewiſſen Jahrszeiten in einem in der Kindheit oder Jugend erhaltenen Eindruck ihren Grund haben müſſen. Ich will das, was zu dieſer Abſicht nöthig iſt, mit Weglaſſung des übrigen aus dem Moriziſchen Magazin hieher abſchreiben.

Hr. Spazier erzählt:

„So oft ich im Herbſte ſpazieren gehe, und „beſonders gelb gewordene Baumblatter her„abgeworfen ſehe, ſo oft fällt mir eine Scene „aus meiner erſten Kindheit ein. Ich konnte „noch nicht über ſechs Jahre alt ſeyn, als ich „an einem Sonnabend um eilf Uhr aus der „Schule kam. Auf meinem Wege nach Hauſe, „ſang ich mir etwas von dem Liede, das zum „Schluſſe der Woche geſungen worden war, „und meine junge Seele hieng beſonders an „dem Bilde, das im erſten Pſalm vorkommt, „und wo der Fromme mit einem Baume ver„glichen wird, der an Waſſerbächen ſtehe.

„Dieß Bild war in dieſem Liede nachgeahmt,
„und ich kann nicht ſagen, mit welcher Freude
„ich das Bild bei mir unterhielt, und mit wel-
„cher Innigkeit und herzlichen kindiſchen Ein-
„falt ich beſonders die Worte ſang:

„Seine Blätter werden alt,
„Und doch niemals ungeſtalt;
„Gott gibt Glück zu ſeinen Thaten,
„Was er macht, muß wohl gerathen.

--- — — — — — — — — — — —

— — —. — — — — — — — — —

„Vorzüglich erinnerlich iſt mir noch dieſes, und „das vermehrte die Stärke des Eindrucks. — „Wie ich ſo im beſten Singen begriffen war, „befand ich mich unter einem groſen Nuß-„baum. Ein heftiger Herbſtwind, der den „ganzen Tag über anhielt, rauſchte ſtark „in die dürre Baumblätter, und ich ſtand „mitten in lauter gelben Nußblättern. Das „Rauſchen meines Fuſſes in denſelben war „mir etwas ſchreckhaft, und noch jezt gehe „ich nicht gern durch einen Haufen zu-„ſammen gewehter Blätter.

„Ich

„Ich weiß noch eben, wie ich unter dem „Baum da ſtand, und **mit einer gewiſſen „Wehmuth** in die halb entblätterten Aeſte „lange Zeit hinauf ſah, bis mein Bruder „hinzukam, und mich nach Hauſe rief.“

Aus dieſen Bemerkungen können nun, beſonders für die Erziehung, ſehr fruchtbare **Betrachtungen und Verhaltungsregeln** hergeleitet werden.

Man ſieht **erſtlich** daraus, wie **wirkſam aufs ganze Leben gewiſſe Eindrücke ſind,** die man in der Kindheit oder Jugend empfangen hat, und wie viel es alſo darauf ankommt, unter welche Umſtände man ſeinen Zögling verſezt, in welchen er entweder dieſe oder jene, entweder gute oder ſchlimme Eindrücke erhält. Statt aller weiteren Ausführung dieſes Sazes will ich hier abermal etwas herſezen, was Hr. **Spazier** in dem genannten Aufſaze aus ſeiner Erfahrung folgert:

S. 110 f.

„Wie behutſam muß man bei der Wahl der „erſten Eindrüke und Bilder ſeyn, die man, „ſo viel es in unſerer Gewalt ſteht, in ihnen

„rege macht, und ihnen vor die Seele führt!
„Wie viel Vorſichtigkeitsregeln ſind dabei zu
„beobachten, weil dergleichen Eindrücke in
„ſpätern Jahren ſehr oft unerklärbare Neigun-
„gen, Abneigungen, Launen und Gewohnhei-
„ten erzeugen, und ſich nicht ſelten in uner-
„kannte Motive zu Handlungen formiren!
„Schon daraus, wenns auch an ſich nicht
„ſchon ſchädlich wäre, erhellet, wie ſehr man
„ſich in Acht nehmen müſſe, Kindern unſchik-
„liche und ſchrekhafte Vorſtellungen von Gott
„und aberglaubiſche Schilderungen von der
„Hölle und Geſpenſtern beizubringen, und ih-
„nen grämliche menſchenfeindliche Bilder von
„der Welt und andern Menſchen zu entwer-
„fen.

„Warum wollen wir ihnen nicht lieber, ſo
„viel wir können, alles unter der Geſtalt des
„Angenehmen darſtellen, und ihnen ſchon die
„erſte Scenen ihres frohen Jugendalters im
„voraus verfinſtern, da ſie überdem noch man-
„chen Regentag erleben müſſen, und des dicken
„Nebels noch genug übrig bleibt, der ihnen
„die freie Ausſicht benehmen wird?"

Zwei-

Zweitens folgt aus dieſen Bemerkungen: wenn die angenehmen Eindrüke, welche die Ferien in der Ernde und im Herbſt auf uns machen, uns die Schönheit der Natur auf unſer ganzes Leben um ſo fühlbarer machen, wie **unphiloſophiſch und unpädagogiſch alſo diejenigen handeln, die immer über dieſe Ferien ſchreien, und ſie abgeſchafft wiſſen wollen.** Mag es doch ſeyn, daß Kinder durch dieſelbigen in ihren gelehrten und litterariſchen Kenntniſſen in etwas zurückgeſezt werden: iſt denn der Gewinn nicht viel gröſer, den ſie dadurch von der Gewöhnung an das Gefühl für die Schönheiten der Natur erhalten, als der kleine Verluſt, den ſie dabei an ihren wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen leiden? oder zerbricht nicht endlich der Bogen, der zu hart und zu lange geſpannt bleibt? Bedenkt man dabei, wie ekelhaft gewöhnlich der Unterricht in dieſen Wiſſenſchaften dem Knaben gemacht wird: ſo müßte man wahrlich für ſeine Seele und für ſeinen Körper zittern, wenn nicht durch ſolche Zwiſchenräume auch wieder andere Empfindungen in ihnen erwekt würden. Bedenkt

man, was für ein freudenleeres Leben derjenige führen muß, der todt und gefühllos für die Schönheiten det Natur iſt: wie ſehr ſollte man ſich dann hüten, das Gefühl für dieſelbigen auf irgend eine Art in einem Kinde zu erſticken! Nein, man laſſe immer dieſe unſchuldige Erhohlungen ſtehen, wenn ſie die vortrefliche Wirkung haben, dieſes Gefühl zu erwecken; man mache es vielmehr zu einem beſondern Gegenſtande der Erziehung und des Unterrichts, die Kinder auf die groſen und mannichfaltige Schönheiten der Natur aufmerkſam zu machen, da das Gefühl für dieſelben aufs ganze Leben ſo mächtigen Einfluß hat.

Eben ſo iſt **drittens** aus der nemlichen Urſache die beinahe allgemein eingeführte Gewohnheit der **Chriſt-Geſchenke** auch nicht zu verwerfen. Sie machen nicht nur das Kind mit dem ſonſt ſo traurigen Winter zufriedener, ſondern machen ihm auch die Zeit, in welcher ſie gegeben werden, um ſo wichtiger. Es wird durch dieſelben in der Seele des Kindes ein **nüzliches Andenken an dieſe**

Zeit

Zeit erhalten, lange Zeit vorher freut es ſich ſchon darauf, es kann aber die Zeit der Chriſt-Geſchenke nicht denken ohne ſich zugleich auch an die Begebenheit zu erinnern, deren Andenken in jenen Tagen gefeyert wird.

Die Freude über das zu hoffende oder ſchon erhaltene Geſchenk vergeſellſchaftet ſich dann ferner immer auch mit der **Freude über dieſe Zeit ſelber und den Gegenſtand ihrer Feyer.** Die Freude macht das Kind alsdann williger, ſich zu eben dieſer Zeit auch in dieſem Stücke ſeiner Religion unterrichten zu laſſen, das ſich ohnehin ſeinen gewohnten Vorſtellungen ſo leicht anpaſſen läßt, es wird unvermerkt an eine freudige Feyer dieſer Zeit gewöhnt, und ſo entſtehen dardurch gewiſſe religiöſe Empfindungen, die ſich auch noch beim Manne nicht verbergen oder unterdrükken, ſelbſt mit Gewalt und Vorſaz nicht unterdrücken laſſen. **Religion aber, praktiſche Religion kann offenbar ohne Empfindungen nicht beſtehen.** Es wird alſo immer von beträchtlichem Nuzen ſeyn, wenn durch gewiſſe Veranſtaltungen ſchon im Kinde reli-

gioſe Empfindungen erwekt werden, die auch der Mann noch fühlt: nur daß man dabei verhüten muß, daß dieſe Empfindungen nicht überſpannt werden, und zulezt in Schwärmerei übergehen, welche der Religion eben ſo gefährlich und ſchädlich, als gänzlicher Mangel an Empfindungen iſt, oder daß nicht das Kind Empfindungen **ohne Ueberzeugung und Kenntniſſe** erlangt, welches leicht durch verkehrte Anwendung der Chriſt-Geſchenke geſchehen könnte.

V. Bemer-

V.

Bemerkungen
über den
gewöhnlichen Gang
der
Phantaſie
an
einem Beiſpiel.

Digitized by Google

V.

Bemerkungen über den gewöhnlichen Gang der Phantaſie. An einem Beiſpiele.

Erſtes Stück.

Die Wirkungen der Phantaſie, der dem Menſchen angebohrnen Schöpferskraft, ſind ſo verſchieden und mannigfaltig, daß ſie bisher noch nie, man mag ſie im geſunden oder kranken, im Zuſtande des Wachens, Schlafens oder Traums betrachten, auf gewiſſe feſt beſtimmte Geſeze mit Gewißheit reduzirt worden ſind; und es wird wol auch für immer ſchwer bleiben, dieſe Seelenkraft, die ſich ſelbſt

ſelbſt ſo gar nicht an regelmäſige Geſeze zu binden ſcheint, auf ſolche zurück zu führen, und ihre Wirkungen nach denſelben zu beſtimmen.

Indeſſen ſcheint es auch nur ſo, als ob ſich die Phantaſie an keine gewiſſe Geſeze bände; die Natur, die ſich überall gleich bleibt, muß auch hier der Phantaſie einen gewiſſen beſtimmten Weg vorgezeichnet haben, der zwar nicht leicht bemerkbar iſt, aber deswegen doch keine Null ſeyn kann.

Es mag daher wol der Mühe werth ſeyn, ihre Wirkungen nicht nur, wie bisher ſchon häufig geſchehen, im kranken Zuſtande, in Delirien, Wahnſinn ꝛc. zu betrachten, ſondern ihren **gewöhnlichen Gang** auch im **geſunden Zuſtand** auszuſpähen. Sehr **weit ausgebreitet** ſind ſie freilich dieſe Wirkungen, und es iſt oft in der That zum Erſtaunen, wie ſich die Phantaſie ſo überall einmiſcht.

Beſonders iſt dieſes beim **Hiſtoriſchen** der Fall. Die Geſchichte, gleichviel ob es wahre oder erdichtete iſt, die leztere um ihres eigen-

eigenthümlichen Intereſſe willen öſters noch mehr, verſezt unſern Geiſt ganz aus der Gegenwart in die Vergangenheit, verſezt ihn gleichſam in die Geſellſchaft derjenigen Perſonen, deren Geſchichte wir leſen oder hören, verſezt ihn an diejenigen Oerter, wo dieſe oder jene Geſchichte vorgegangen iſt, und nun kann die Phantaſie nicht ruhig bleiben, ſie malt uns alsdann alle dieſe Oerter wirklich vor, ſie häuft Bilder auf Bilder, wir hören oder leſen nun nicht mehr blos, wir glauben nun ſelbſt auf dem Schauplaz der Geſchichte zu ſtehen, wir ſehen die handelnde Perſonen handeln, wir begleiten ſie von Ort zu Ort, und ſind überall gleichſam ihre lebendige Beobachter.

An mir wenigſtens habe ich die Bemerkung öſters, und nie ohne nachherige Verwunderung gemacht, daß mir meine etwas lebhafte Phantaſie unter dem Leſen ſo wol wahrer als erdichteter Geſchichten bei jeder geringen in der Geſchichte geſchilderten Lage eines Orts oder einer Perſon u. dergl. jedesmal das lebhafteſte Bild vormalt, und dabei nicht

nicht ſelten ſo verſchiedene, zwar in der wirklichen Natur immer, nur aber nie in dieſer Verbindung vorhandene Bilder kombinirt, daß in der That ſchon deswegen die Phantaſie den Namen einer ſchöpferiſchen Kraſt verdient. Nur ein Umſtand iſt vermögend, ihre Wirkungen in dieſen Fällen zu hemmen; diß iſt der, wenn die Geſchichte, bei deren Leſung ſie wirken ſoll, zum Theil in Kupferſtichen geſchildert iſt. Hier bleibt die Phantaſie, bei mir wenigſtens, gänzlich unthätig, in jedem Theil der Geſchichte, der durch wirkliche Bilder ausgedrückt wird, ſchafft ſie ſich keine eigene, ſondern hält ſich an die in den Kupferſtichen vorgeſtellten.

Diß ſind nun einige Präliminar-Beobachtungen von den Wirkungen der Phantaſie, allein um die Geſeze ihres gewöhnlichen Ganges zu beſtimmen, ſind dieſe noch weit nicht hinreichend. Von ſolchen mannigfaltig verwickelten und ſich durchkreuzenden Wirkungen können die Geſeze derſelben nur durch ſorgfältige und vielfach angeſtellte Beobachtungen eines jeden einzelnen Bildes beſtimmt

wer-

werden. Und diß iſt nun die Abſicht der gegenwärtigen Abhandlung. Ich werde, um ganz ſicher zu gehen, und dardurch Gewißheit zu erlangen, nur aus unläugbaren Erfahrungen Folgerungen herleiten, die alsdann tüchtig ſind, gewiſſe Geſeze durch ſie zu beſtimmen. Es werden alſo zuerſt alle vorzüglich lebhafte Bilder, die ſich mir bei der Leſung einer Geſchichte aufdrangen, der Reihe nach aufgeführt, dieſe Bilder durch Erzählung der etwanigen Veranlaſſungen dazu erklärt, und aus dieſem allem alsdann die ſich ergebende Reſultate gezogen werden.

Zum Behuf dieſes Geſchäftes muß ich eine Geſchichte wählen, die ich in den erſten Jahren meiner Jugend las, wo die Phantaſie am lebhafteſten, und alſo die durch ſie hervorgebrachte Bilder häufig und deutlich genug waren, um ſich ihrer noch durch Rückerinnerung bewußt ſeyn zu können. Um des oben ſchon angeführten eigenthümlichen Intereſſes willen, das auf die Phantaſie um ſo ſtärker wirkt, wähle ich am liebſten eine erdichtete Geſchichte, oder einen gut geſchriebe-

nen Roman, und zwar die Geſchichte Wilhelm Edelwalds, eines verlohrnen Sohnes.

Ich muß, um nicht in unnöthige Weitläuftigkeit zu gerathen, vorausſezen: 1) Daß dieſe Geſchichte den meiſten meiner Leſer bekannt ſey; 2) daß man nicht über Mikrologien ſchreien werde, wenn die Bilder oft allzugeringfügig ſcheinen; 3) daß ſich die Phantaſie niemalen ſo deutliche Bilder von Perſonen ſchaft, als von Oertern, Gegenden, Städten, Häuſern, und ihren Zimmern u. dgl. daher auch die von den erſtern nie werden angeführt werden, es wäre denn, daß die Phantaſie ſich beſonders ausgezeichnete Perſonen lebhaft vergegenwärtigte; und endlich noch bitten, daß die Gedalt des Leſers nicht ermüde, während des erſten Abſchnittes, wenn Oerter, Häuſer, Gegenden vorkommen, die in der Wirklichkeit zwar mir bekannt ſind, aber unmöglich jedermann es ſeyn können. Allein es iſt diß um der folgenden Abſchnitte willen nothwendig, worinn alles aufgeklärt werden wird.

Nun zur Sache:

Erſter Abſchnitt.

Erzählungen. Bilder.

Das Dorf, wo Edelwald der Vater Juſtiz-Amtmann war, ſtellt mir meine Phantaſie als das Dorf Schöckingen 2 Meilen von Stuttgart vor, wohin ich öfters kam, und ſeine Wohnung als das dortige Pfarrhaus.

Anſtatt der Wieſe, auf welcher Edelwald mit ſeiner Gattin gewöhnlich ſpazieren gieng, malt mir die Phantaſie ein weites Feld vor, das zu dem genannten Dorfe Sch. gehört, und gerade hinter dem Pfarrhauſe und dem darzu gehörigen Garten ligt, an deſſen Ende und längs den Zäunen der daran ſtoſenden Gärten ein angenehmer Spazierweg hinlauft.

Das benachbarte Städtchen, von welchem Paſtors Hans herkam, ſcheint mir in meiner Einbildungskraft dem Dorfe Schöckingen zur rechten Seite zu liegen, ſo daß der oben genannte Spazierweg darauf führte, der in der Wirklichkeit auf die Dörfer Heimerdingen und Eberdingen führt.

Digitized by Google

Das Bild des Gartens, worinn Wilhelm und der ungezogene Emil während des Beſuchs des ſogenannten Herrn Raths und ſeiner vornehmen Gemahlin ſich aufhielten, war mir anfänglich der Grasgarten hinter dem Pfarrhaus zu Schöckingen: ſo bald aber das Abſchlagen der Mohnköpfe vorkam, ſo verwandelte es ſich in das vor dem Grasgarten ligende Küchengärtchen.

Die Laube, worinn die Alte ſaſen, ſtellte ich mir wieder in jenem hintern Grasgarten, unter dem dortigen Gartenhäuschen befindlich, vor.

Das Zimmer, worinn Hr. Stubenreuter ſeine gelehrte Vorleſungen hielt, iſt mir das Wohnzimmer des Pfarrhauſes zu Sch. und zwar denke ich mir ihn mit ſeinem Zögling an dem vordern runden Tiſch unter dem Spiegel.

Nun kommt aber in der Geſchichte auch ein wirkliches Prediger-Haus vor: Wo wird nun die Phantaſie dieſes hinſezen, da ſie bisher das Haus des Amtmanns in das Pfarrhaus zu Schöckingen logirte? Allein auch hier

muß

muß es eben wieder in dem Pfarrhauſe ſeyn, und zwar Stubenreutern, Liebichen und den Prediger an dem vordern, Lisgen aber an einem hintern Tiſchgen.

Der Garten, worinn Stubenreuter ſeinen unglüklichen Fall mit Lisgen that, iſt mir zwar auch wieder der hintere Grasgarten des Pfarrhauſes zu Schöckingen, aber nicht ganz; der Beiſaz: gröſern Garten, macht, daß die Phantaſie noch etwas hinzuſezt, und jenen theils vergröſert, theils weiter vorrückt, und den Eingang an einen ändern Plaz ſezt.

Bisher aber verweilte ſich nun die Phantaſie immer noch in dem Dörfchen Sch. mit der Verſezung Edelwalds in die Stadt aber ſchwingt ſie ſich nun auch weiter, und zwar nach Ludwigsburg. Sein neues Wohnhaus ſtellt ſie in die Gegend des Herzoglichen Schloſſes, doch iſt dabei die eingebildete Straſe ganz anderſt beſchaffen, als dort in der Wirklichkeit. Das Konzert, worinn Edelwald den nachmaligen Erzieher ſeines Sohnes, Werloff, kennen lernte, dünkt mir in dem groſen Konzert-Saale zu Tübingen geweſen zu ſeyn.

Diß ſind die merkwürdigſte Bilder des erſten Kapitels.

II. Kap. Die innere Beſchaffenheit der neuen Wohnung **Edelwalds** in der Stadt iſt aus Bildern von verſchiedenen Häuſern zuſammen geſezt. Das Hauptbild iſt von dem ehemaligen Hauſe meiner Aeltern zu **Tübingen** genommen, wo beſonders **Werloffs** Zimmer mir das mittlere Zimmer jenes Hauſes im zweiten Stockwerk zu ſeyn dünkt; das übrige des Bildes iſt aus einem gewiſſen Hauſe zuſammen geſezt, worinn ich zwar in meiner Kindheit ein⸗ oder mehrmal geweſen zu ſeyn mich erinnere, wovon ich mir aber des Orts und des Eigenthümers nicht mehr bewußt bin.

Zu der Redoute, worauf **Werloff** die hinterliſtige und boshafte Behandlung der Frau Räthin erfuhr, borgt mir die Phantaſie das Bild des groſen Opern⸗Theaters zu **Stuttgart**, das ſie aber nicht in das Opern⸗Haus ſondern in das neue Reſidenz⸗Schloß daſelbſt verſezt. Das Zimmer des Gymnaſiums, worein **Wilhelm** durch **Werloff** geführt wurde, ſcheint mir nicht, wie es doch natür⸗

licher wäre, als ein Zimmer des Gymnaſiums zu St. ſondern als die erſte Klaſſe der ſogenannten **anatoliſchen Schule zu Tübingen.**

Bei dem Hauſe des Raths, des Bruders **Edelwalds**, ſchwingt ſich nun die Phantaſie plözlich wieder nach **Schöckingen** in das dortige Pfarrhaus. Die Küche, wo die alte Köchin der ganzen Hausgenoſſenſchaft die Liebſchaft des Hofmeiſters **Kräußlers** und des Kammermädchens **Lorchens** erzählte, iſt die dortige Küche und ſein Zimmer, worinn er mit **Lorchen** zuſammen kam, ein Parterre-Stübchen im nehmlichen Hauſe, das aber in der Wirklichkeit nicht exiſtirt.

Und da ſich nun die Phantaſie einmal wieder nach Sch. begeben hat, ſo bleibt ſie wieder da: Edelwalds Haus iſt nun auch wieder zu Schöckingen, und er empfängt die Beſuche des Barons **von Ochſenſtein**, und des Sekretärs **Mehlkopfs**, daſelbſt, nur bei den Beſuchen des Herrn Fabers iſt ſie einigermaſen wieder in der Stadt zu **Ludwigsburg.**

Das dritte Kapitel gibt keine Bilder.

IV. Kap. Der Garten, worinn **Wilhelm** von **Julianen** Abſchied nahm, iſt aus zwei Bildern zuſammen geſezt, erſtlich aus dem von dem Garten hinter dem Pfarrhauſe zu **Schökkingen**, und dann, weil von Taxus u. dgl. die Rede iſt, hinter welchem ſich **Werloff** verſtekte, aus dem von dem ehemaligen Garten meiner Aeltern zu **Tübingen**.

Das Städtchen, worinn **Werloff Wilhelm** und **Wilde** frühſtükten, und der Predigers-Wahl beiwohnten, malt meine Phantaſie als **Cantſtatt** ein Land-Städtchen in der anmuthigſten Gegend am Neckar, eine halbe Meile von Stuttgart. Das Wirthshaus ſezt ſie auf den Marktplaz neben das Rathhaus, wo aber in der Wirklichkeit kein Wirthshaus ſteht, und die Kirche, worinn die Predigers-Wahl und Probe vorgieng, iſt nun natürlich die Kirche zu **Cantſtatt**.

V. Kap. Das Haus, worinn ſich **Werloff** mit ſeinem jungen **Edelwald** auf der Univerſität einquartirte, ſtellt ſich mir als das Haus des Prof. H..s zu **Tübingen** vor, die Treppe aber, von welcher **Frölich** bei Nacht

einſt

einſt herabkam, und von der Madame Willigs ſo zärtlich umarmt wurde, verſezt meine Phantaſie in das Diaconathaus zu Cantſtatt auf diejenige Treppe, durch die man vom zweiten ins erſte Stockwerk herunter kommt.

Das öffentliche Haus, worinn Edelwalds Vetter, Emil, vom Duell verwundet lag, iſt mir ein ſehr frequentes Wirthshaus zu Tübingen vor dem Luſtnauer Thor an der Chauſſee.

Henriettens und ihrer Mutter Haus, worinn Edelwald den erſten Schritt zu ſeinem Unglück that, dünkt mir zu Tübingen in einer ſehr ſchmuzigen Straſe, unweit des Fechtbodens zu ſtehen, zu dem Wohnzimmer aber kann ich in der wirklichen Natur kein Bild finden, das ganz dazu paßte, und es völlig ausdrükte. Das Bild, das ſich meine Phantaſie von dieſem Wohnzimmer ſchaft, iſt aus mehreren zuſammen geſezt, ich kann aber nicht beſtimmen, welches den gröſten Antheil daran hat. Das Zimmer ſcheint mir ſehr klein, der Thüre zur Linken der Ofen, vornen eine ganze Reihe Fenſter, ſo breit es iſt, nach

alter Bauart. Auf der linken Seite, das Geſicht gegen die Fenſter gekehrt, iſt die Thüre zu der daran ſtoſenden Kammer, zwiſchen dieſer Thüre und dem Ofen an der Wand das Klavier, vorne an den Fenſtern in jedem Eck ein Tiſch, der eine gröſer als der andere, zwiſchen beeden nur noch ein ſchmaler Gang, hinter beeden längs der Fenſter hin eine Bank, das ganze Zimmer mit einem alten rauchigten Getäfel verſehen. Die Phantaſie bindet ſich alſo hier nicht an die im Buche vorkommende Beſchreibungen von tapezirten Zimmern. Des Profeſſors Haus, wo Werloff und Edelwald einſt zum Abendeſſen eingeladen wurden, und wo dieſer die ſchöne Abentheuer ſeiner Henriette erfuhr, ſcheint mir nun doch auch des Prof. H..s Haus zu Tübingen zu ſeyn, unerachtet die Phantaſie kurz vorher eben dieſes Haus Werloffen und Edelwalden zu ihrem Logis gegeben hatte. Blaukopfs Garten, worinn Edelwald die Untreue ſeiner Henriette erfahren ſollte, iſt mir die groſe und ſchöne Kaſtanien-Allee vor dem Thore zu Stuttgart, und die Niſche, worinn er das

ver-

verliebte Pärchen fand, ſezt die Phantaſie in das daſelbſt befindliche Rondel.

VI. Kap. Als Bild des Waldes, worein **Edelwald** bei ſeiner Flucht gerieth, malt ſich die Phantaſie das ſogenannte Oſterholz bei **Ludwigsburg**, und zwar deſſen vordern Eingang von Aſperg aus, doch vermiſcht ſie damit einigermaſen die Gegend um **Tübingen.**

Die Ausſicht, welche Edelwald vom Ende des Waldes auf das vor ihm liegende Dorf hatte, worinn er das Ende ſeines Hungers zu finden hoffte, ſezt hier die Phantaſie aus mehreren Bildern zuſammen, worunter die Gegend von **Tübingen** und die von **L.** einem kleinen Dörfchen am Ufer der Enz, nicht weit von den Badiſchen Grenzen, wobei auf einem Berge ein alter verfallener, durch Alterthum, Höhe, und maſſive Bauart ehrwürdiger Wartthurm, der ehemalige Siz einiger tapfern Schwäbiſchen Ritter, ſteht, die herrſchende ſind. Das Dorf ſelber, worinn Edelwald nun einkehrte, und nach der Pfarre frug, als er im Gaſthof nicht aufgenommen wurde, iſt mir **Reuſten** ein

ein Dorf, eine Meile von Tübingen, und die Schenke ſcheint mir ein Eckhaus, neben der Kirche zu ſtehen.

Des Schulmeiſter Bierholds Haus aber ſezt nun die Phantaſie plözlich wieder in das ſchon mehrmals genannte Dörſchen Schöckingen, auch in die Gegend der Kirche, wo dort das Schulhaus ſtehet. Die innere Beſchaffenheit von dem Hauſe des Schulmeiſters hat in meiner Phantaſie viele Aehnlichkeit mit dem Hauſe des Schultheiſen zu D. einem anſehnlichen Marktflecken an der Enz, Küche und Hausflur ohne Abſonderung, gleich rechts an der Hausthüre eine Treppe ins obere Stockwerk, die Stube ſelbſt, wie ſie da beſchrieben iſt, nur in der Phantaſie etwas kleiner und dunkeler als in der Wirklichkeit; den Schulmeiſter ſelbſt denke ich mir als einen langen hagern Mann in hellblauem Rock und ſchwarzer Weſte.

Das Haus und die neue Hausthüre mit den 365 Nägeln, die der Schuhflicker machen ließ, wovon der Schulmeiſter Edelwalden auf dem Wege nach Sumpferlingen erzähl-

te,

te, ſtelle ich mir nun nicht, wie es doch natür-
licher ſchiene, auch in dem Dörfchen Schök-
kingen vor, worinnen der Schulmeiſter
wohnte, ſondern in dem Städtchen Cant-
ſtatt in einem ſchmalen Gäßchen als das
Haus eines dort wohnenden Kiefers.

In dem Wirthshauſe, worinn Edelwald mit ſeinem Begleiter zu Sumpferlingen einkehrte, finde ich den Gaſthof zum Ochſen in Vaihingen, einem Landſtädtchen an der Enz; und den Wirth denke ich mir als einen kurzen dicken Mann in einem ſcharlachrothen Wamms ohne Ermel und einer weiſſen Müze an dem untern Tiſche der Gaſtſtube ſizend.

VII. Kap. Die Garniſon, zu welcher der ſo unglüklicher Weiſe zum Soldaten angeworbene Edelwald abgeliefert wurde, ſcheint mir zu Ludwigsburg zu ligen, das Krankenzimmer und Bette aber, in welchem er den Beſuch des hochtrabenden Garniſons-Predigers Himmelmanns erhielt, wieder in dem Haus einer armen Wittwe in dem ſchon genannten Marktfleken D. welches aber die Phantaſie auch wieder nach Ludwigsb. in die Gegend der ſchönen Allee bei dem Herzogli-
chen

chen Schloſſe verſezt, und das Thor, unter welchem Edelwald ſeine Schweſter Karoline mit dem Lieutenant Ochſenſtein in die Stadt fahren ſah, denke ich mir als das Stuttgarter Thor zu Ludwigsburg.

VIII. Kap. Unter der Stadt, in welche Edelwald auf Betrieb des Lieutenants Ochſenſtein zu der dortigen Garniſon abgegeben wurde, malt ſich die Phantaſie nun auch wieder Ludwigsburg und unter dem genannten Zeughauſe das Zeughaus daſelbſt.

Den groſen und bequemen Plaz, auf welchem die Garniſon, worunter Edelwald ſtand, exercirt wurde, denkt ſie ſich als den gewöhnlichen Exercierplaz der Rekruten zu Ludwigsburg.

Die kleine Anhöhe, auf welcher Edelwald ſeinen Freund Hold erblickte, bauet ſie in der ſchon genannten Allee zu Ludwigsburg an die Mauern des neben dem Herzogl. Schloſſe liegenden Gartens, doch ſo daß dabei alsdann in der Phantaſie die genannte Allee verſchwindet.

Das Handlungshaus, worinn Hold war, dünkt mir ungefähr in dem erſten Viertel der

ſo-

Digitized by Google

ſogenannten Karlsſtraſe zu **Ludwigsburg** als ein Eckhaus zu ſtehen.

Den **Ulrichs-Kirchhof**, auf welchem **Edelwald** und **Hold** ihre Zuſammenkünfte hielten, um die Verabredungen wegen der Deſertion des erſtern zu treffen, ſezt die Phantaſie an das obere Ende der ſchon genannten Anhöhe.

Nun wird ſie aber durch **Julianens** Briefe ſchnell wieder auf einen andern Schauplaz verſezt. Das **Edelwaldiſche** Haus, wovon ſie ſchreibt, daß traurige Nachrichten darinn eingeloffen ſeyen, iſt mir wieder in dem oft genannten Dörſchen **Schöckingen**, der Ball von welchem aus **Meelkopf Karolinen** entführte, ſcheint mir in dem neuen Herzoglichen Schloſſe zu **Stuttgart** gehalten worden zu ſeyn.

Die untere Hausflur des Handlungshauſes, worinn **Hold** war, und wo ſich **Edelwald** hinter den Ballen und Fäſſern verſtekte, hat die nehmliche Einrichtung des Hauſes zum Bilde, das dem Burgermeiſter und Handelsmann **K.** zu **M.** einem artigen Landſtädtchen in der Mitte des Herzogthums Würtem-

berg

berg gehört, und wo mit der hintern Hausthüre in den Hof eben die Einrichtung gemacht iſt, wie in der Beſchreibung.

Das offene Feld, worauf **Edelwald**, nachdem er vom Soldatenſtande wieder erlößt war, ſeine Straſe fortwanderte, denke ich mir nun nicht mehr bei **Ludwigsburg**, ſondern als die Chauſſee gleich vor dem Ludwigsburger Thor zu **Stuttgart**, die nach **L.** führt.

Das Dorf, wo **Edelwald** auf dieſer Wanderſchaft zum erſtenmal einkehrte, kommt mir, beſonders ſo betrachtet, wie es **Edelwald** noch vor ſich ſah, als das angenehm gelegene Dorf **Fehlbach** an der Chauſſee 1 Meile von Stuttgart, und die Schenke, nebſt der Gaſtſtube als das Wirthshaus zum Ochſen in **Weil** einem Dorfe in der angenehmſten Gegend, die man ſich denken kann, 1 Meile von **Stuttgart**, welches Bild mir noch deutlicher auffällt, bei der Beſchreibung des Wirthshauſes in neunten Kapitel, worinn er mit dem Kutſcher, der ihn unterwegs einſizen ließ, einkehrte, wo alsdann die Phantaſie auch den Hof und alles übrige äuſſerliche

jenem

jenem in der Wirklichkeit ganz ähnlich macht, nur daß ſie bei der angeführten Gallerie, die dort nicht iſt, wieder abſchweift, und theils das Haus des Hauptmanns M. zu D. das eine Gallerie hat, theils das Badwirthshaus zu Cantſtatt an die Stelle des anfänglich eingebildeten ſezt, wo ſie ſich übrigens um die Beſchaffenheit der beiden Zimmer, wovon eines Frau **Willigs** mit Herrn **Wiedehopf**, und das andere Edelwald bewohnte, nicht bekümmert.

Und diß ſind nun zugleich auch die Bilder des neunten Kapitels.

X. K. Der Hohlweg, in welchem **Edelwald** von den Bauren arretirt wurde, ſcheint mir halb der Weg von Cantſtatt auf das Dorf **Schmiden**, und halb ein neben der Chauſſee von **Stuttgart** nach **Ludwigsburg** hinlaufender kothigter Weg zu ſeyn.

Des Amtmanns Haus hingegen, wohin **Edelwald** abgeliefert wurde, ſezt die Phantaſie wieder in das ſchon oft genannte Dörfchen **Schökingen**, wo aber alsdann die innere Beſchaffenheit des Hauſes ihr eigenes

Bild hat, das ich mit keinem in der Wirk=lichkeit zu vergleichen weiß.

Der Plaz des Gaſthofes zu **Erfurt**, worinn ſich Edelwald einmiethete, iſt aus *zwei* Bildern zuſammengeſezt: das eine iſt die Karls=ſtraſe zu **Ludwigsburg**, das andere die breite Straſe zu **Stuttgart**, der **Graben** genannt.

Bei der Erzählung von dem alten Herrn **Frölich** aber, der neben **Edelwald** logirte, ſchweift die Phantaſie ſchon wieder ab, und ſezt nun das Logis in das Badwirthshaus zu **Cantſtatt**, welches gänzlich nach allen Thei=len das nunmehrige Bild von **Edelwalds** Logis bleibt.

Unter dem Theater, auf welchem **Edel=wald** ſeinen ſaubern Vetter **Emil** fand, ſtelle ich mir das kleine Theater zu **St.** vor, un=erachtet freilich jenes mit dieſem in keine Ver=gleichung kommen kann.

XI. K. Der **Gaſthof zur Schelle in Gotha**, worinn **Edelwald** Mittagsquartier machte, iſt mir des Nebenbegriffs von Gotha ungeachtet, wieder der **Gaſthof zum Ochſen** in dem ſchon mehrmals genannten Dorfe **W.**

wel=

welcher auch das Bild aller übrigen in dieſem Kapitel vorkommenden Wirthshäuſer, worinn **Edelwald einkehrte**, bleibt, nur daß, wenn von den Zimmern, die er bewohnte, die Rede iſt, ſich immer wieder das Bild des Badwirthshauſes zu C. miteinmiſcht.

Das Dorf hingegen, worinn **Edelwald** die Hochzeit antraf, und von dem Brautvater ſo gutherzig bewirthet wurde, malt ſich die Phantaſie als das Dorf **Echterdingen** an der Landſtraſe, die von **Tübingen** nach **Stuttgart** führt, mithin auch die Straſe, auf welcher er von einem Frauenzimmer, die ihn für ihren Sohn hielt, angeſchrieen wurde, als eben dieſe Chauſſee.

XII. K. In dieſem Kapitel, worinn der Pfarrer **Edelwalden** die verſchiedenen Lebensläufe der auf ſeinem Kirchhof begrabenen Perſonen erzählt, ſind die Bilder ſo verſchieden, als die Lebensläufe ſelbſt.

In der erſten Geſchichte, dem Lebenslauf des Herrn von **Karwiz**, iſt das Wohnhaus das Pfarrhaus zu **Sch.** und der Tiſch, an welchem der Junker mit ſeiner Stiefmutter

liebäugelte, und ihr unter dem Tiſche ſeine Liebe durch Treten zu verſtehen gab, von dem Herrn Vater aber ſo unglücklicherweiſe entdeckt wurde, iſt mir der vordere Tiſch in dem Wohnzimmer jenes Pfarrhauſes.

Bei der Erwähnung von **Schleſien**, und in den folgenden Geſchichten von **Mailand**, **Genua**, **Liefland** ꝛc. hält ſich die Phantaſie meiſt an die Lage dieſer Länder auf den Karten von Europa, Teutſchland und Italien.

In der Vorſtellung von **Prag** iſt zwar das Hauptbild das Landſtädtchen C. und die Hauptſtraſe in demſelben, doch ſezt die Phantaſie in Anſehung der Gröſe, Lage ꝛc. noch andere **undeutliche** Bilder dazu.

In dem Lebenslaufe des **H. N. Fahrland** iſt das Wirthshaus, worinn ſich dieſer öfters aufzuhalten pflegte, wieder in dem Dörfchen **Sch.** doch nicht an dem Plaze, wo dort das wirkliche Wirthshaus ſteht, ſondern ungefehr in der Mitte des Dorfes, wie denn überhaupt die Phantaſie bei den öfters von dieſem Dorf entlehnten Bildern es nie ohne Ver=

Digitized by Google

Veränderung ſich malt, ſondern immer noch andere ſelbſt geſchaffene Bilder hinzuſezt.

Der Plaz, wo der unſchuldig verſtoſene **Fahrland** unter Kummer und Thränen über ſein künftiges Schickſal ungewiß ſtand, und der in der Erzählung als die **Donaubrücke** beſchrieben wird, iſt in meiner Phantaſie ein Plaz am **Neckar**, ſo wie er an dem Städtchen **C.** vorbeifließt, aber nicht auf der dortigen Brücke, ſondern am Ufer.

In dem dritten Lebenslaufe des Fräuleins **Kunigunde** ſcheint mir der Ball, auf welchem ſie mit dem Sekretär bekannt wurde, in einem Saal geweſen zu ſeyn, der dem Becker S. zu **C.** gehört, und gewöhnlich zu einem Tanzſaal gebraucht wird. Das Haus des Bedienten, worinn Kunigunda und Leopold ihre heimliche Zuſammenkünfte hielten, iſt mir in der Nähe des Opernhauſes zu **St.**, ſo wie die Phantaſie das Haus der Aeltern **Kunigundens** der äuſſern Lage nach an den Plaz ſezt, wo das Opernhaus zu **St.** ſteht, der innern Beſchaffenheit aber nach als das Pfarrhaus zu **Sch.** malt.

Digitized by Google

Uebrigens entlehnt die Phantaſie das Bild von der Reichsſtadt, worinn **Kunigunda** lebte, halb von **Ludwigsburg**, halb von dem Städtchen C. und ſezt das Gefängnis, worinn ſie eingeſperrt war, an die Stelle des Rathhauſes in dieſem Städtchen.

Die Heerſtraſe, auf welcher die Tochter des Kerkermeiſters **Kunigunden** auf ihrer Flucht führte, ſcheint mir nun die Straſe zu ſeyn, die von C. nach dem eine Meile davon entlegenen Städtchen **Waiblingen** führt, und der Kirchhof, auf welchem Kunigunde begraben wurde, und ihr Leopold ſich entleibte, der Kirchhof meines jezigen Wohnorts D.

In dem vierten Lebenslaufe, des Herrn von **Drutenkamp**, dünkt mir der **Girthal**ſche Landſiz, wo der Junker Franz ſeine Geliebte aufſuchte, das Edelmänniſche Schloß in dem Dörfchen Sch... zu ſeyn, nur daß ſich die Phantaſie die innere Beſchaffenheit des Hauſes mit eigenen ſelbſt erfundenen Bildern malt.

In dem lezten Lebenslauf des Herrn J. E. Goldhammers finde ich folgende Bilder der Phantaſie:

Die Stadt, worinn er lebte, und das Gymnaſium beſuchte, iſt mir Stuttgart, des Schneiders Haus, deſſen Tochter Wischen er verführte, das Haus des Schneiders R. zu C. und der Garten nebſt der Niſche, worinn er mit dem Liefländiſchen Fräulein von Zaſſen Liebeshändel anſpinnen wollte, von dem Vater aber verjagt wurde, der Pfarrgarten zu Sch...

XIII. K. Das Bild der äuſſern Lage des Gaſthofes zur Reichskrone in Frankfurt, worein ſich Edelwald einlogirte, iſt aus dem Bilde von Stuttgart, und aus dem von Ludwigsburg zuſammengeſezt. Die innere Einrichtung aber hat verſchiedene Bilder zur Grundlage: der Ort Nro. o. Edelwalds und des Ritters Zimmer, Nro. II. und III. ſind wieder in dem Badwirthshauſe zu C. hingegen bei der Erzählung des Geſprächs, das der Bediente des Lieutenants von Ochſenſtein mit dem Hausknecht im Hofe

 hielt,

hielt, ergreift ſie ſchnell das Bild der obern Hausflur in dem Gaſthofe zum Ritter in Pforzheim, wo eine Altane die Ausſicht in den Hof gibt, und ſezt dann auch das *Zimmer Nro. o.* an eben den Plaz, wo auch dieſes wirklich in dem genannten Gaſthofe iſt. Neben dieſe Altane placirt alsdann auch die Phantaſie das Zimmer, worinn **Edelwald** nach ſeiner Verwundung lag.

Der Weg, auf welchem **Edelwald** von dem Lieutenant Ochſenſtein meuchelmörderiſcherweiſe angefallen wurde, dünkt mir ein ſchmaler Weg neben dem Dorfe **W.** zu ſeyn, der längs dem zur Pfarre gehörigen und andern Gärten hinlauft.

Und diß ſoll nun für eine Probe genug ſeyn. In einem künftigen Bändchen dieſer **Materialien** werden vielleicht noch mehrere Beobachtungen über die gewöhnliche Bilder der Phantaſie aus dem zweiten Bande der **Geſchichte Edelwalds** folgen. Nur die Beobachtung muß ich hier noch beifügen, daß dieſe gefliſſentliche Aufſuchung der Bilder, die Phantaſie, wie ichs an mir erfahren habe,

ſehr

ſehr anſtrengt und ermüdet. Nun ſollen die Erklärungen dieſer Bilder, und dann die Reſultate daraus angegeben werden.

Zweiter Abſchnitt.

Erklärungen.

Um mich im dritten Abſchnitt deſto leichter auf dieſe Erklärungen bei den daraus hergeleiteten Reſultaten beziehen zu können, will ich dieſelbe unter gewiſſe Numern ordnen.

1.) Bei blos flüchtigem Rückblick auf die erzählte Bilder bemerkt man, daß die meiſten von dem Dörfchen Sch... und dem dortigen Pfarrhauſe, nebſt den darzu gehörigen Gärten entlehnt ſind. Diß rührt daher, weil ich in der Zeit meiner Kindheit und erſten Jugend gar oft auf dieſes Dörfchen, zu dem ehemaligen Pfarrer daſelbſt, einem Onkel von mir, einem ſehr bidern und menſchenfreundlichen Manne kam, wo ich nebſt meinen Brüdern immer ungemein viele Freuden genoß, die mir nicht nur damals die kleine Reiſe auf dieſes Dörfchen immer zu einer mei-

her angenehmſten Ergözungen machten, ſondern auch noch jezt in freudiger und dankbarer Erinnerung bleiben. Zu dem war diß das erſte Pfarrdorf, auf welchem ich mich mehr als einige flüchtige Augenblike aufhielt. Es iſt alſo, um all dieſer Umſtände willen, kein Wunder, daß ſich das Bild von dieſem Dorf in der Seele ſehr veſtgeſezt hat, und nun bei jedem Anlaß wieder hervorkommt, und ſich zum Bilde der meiſten in einer Geſchichte vorkommenden Bilder darſtellt.

2.) Der Grund des Bildes, das die Phantaſie aus der Wieſe, worauf Edelwald mit ſeiner Gattin ſpazieren gieng, in das hinter Sch... liegende groſe und ebene Ackerfeld verwandelt, ligt nun darinn, weil der Weg neben dieſem Felde der gewöhnliche Spazierweg zu Sch... iſt.

3.) Aus eben dem Grunde ſezt nun auch die Phantaſie das Städtchen, woher Paſtors Hans kam, zur rechten Seite des Dorfes Sch... weil nehmlich der Nro 2. angeführte Spazierweg auf die Dörfer H. und E. führt.

4.) Das

4.) Das Bild des Gartens, der Laube, des Zimmers, worinn Stubenreuter ſeinen Zögling unterrichtete, läßt ſich ganz aus Nro 1. erklären, und der Grund der Veränderung des Bildes vom Garten bei der Geſchichte von Stubenreuters Fall iſt in der Erzählung des Bildes ſelbſt angegeben.

5.) Natürlich iſt es nun, daß die Phantaſie bei der Verſezung Edelwalds in die Stadt auch andere Bilder wählt, warum aber gerade das Bild von Ludwigsburg, davon mag die Urſache wohl dieſe ſeyn, weil ich zu eben der Zeit, als ich dieſe Geſchichte zum zweitenmal las, einige Reiſen nach Ludwigsburg zu machen, dieſe Stadt ſchon ſeit 12 Jahren nicht mehr geſehen hatte, und ſie wegen ihrer wirklich bewundernswürdigen und mir damals beſonders auffallenden Schönheit, einen tiefen angenehmen Eindruck auf mich machte, daher denn auch in der Folge das Bild derſelben ſo oft wieder vorkommt. Daß aber die Phantaſie nicht auch eine wirkliche Straſe wählt, worein ſie Edelwalds Haus ſezt, beweißt ihre eigene ſchöpferiſche Kraft, mag aber wohl daher

her kommen, weil die Straſe neben dem Herzoglichen Schloſſe, in deſſen Gegend ſie es ſezt, wenigſtens nach der Lage, welche es in der Phantaſie hat, nicht ſo beſchaffen iſt, daß das Bild davon ganz angenommen werden könnte.

6.) Das Bild vom Konzert-Saale zu T. läßt ſich ſehr leicht daraus erklären, weil diß der erſte Konzert-Saal war, den ich ſah.

7.) Daß die innere Beſchaffenheit der Wohnung Edelwalds in der Stadt aus verſchiedenen Bildern zuſammengeſezt iſt, iſt wieder eben ſo natürlich: denn da ſchon dem Bilde der äuſſern Lage des Hauſes kein Bild in der Wirklichkeit Genüge leiſtet, ſo kann auch das Bild von der innern Beſchaffenheit eines Hauſes nicht das einzige Bild der Phantaſie davon ſeyn. Und das Bild von dem ehemaligen Hauſe meiner Aeltern miſcht ſich hier um ſo leichter ein, weil es das Haus war, worinn ich die erſten Jahre meiner Kindheit zubrachte. Das Bild von Werloffs Zimmer aber, und das von dem mir jezt unbekannten Hauſe wählt die Phantaſie wahrſcheinlich deſ-

we-

wegen, weil in der Geſchichte von einem Gange die Rede iſt, in welchem Emil Wilhelmen mißhandelte, und der ſich wirklich in jenen beiden Häuſern befindet.

8.) Eben ſo natürlich iſt es nun auch, daß die Phantaſie die Redoute, auf welcher Werloff auf Anſtiften der Räthin mißhandelt werden ſollte, auf das Opern-Theater zu St. verſezt, weil diß der Ort iſt, wo während meines Aufenthalts zu St. in jüngern Jahren, die Redouten gewöhnlich gehalten wurden: weil ſie aber eben ſo häuffig auch in einem Saale des Herzogl. Schloſſes daſelbſt gehalten wurden, ſo ſezt die Phantaſie die äuſſere Lage des Opern-Theaters an den Plaz dieſes Schloſſes; ſie kombinirt alſo dieſe zwei Bilder wahrſcheinlich deßwegen, weil ich jenen Saal im Schloſſe nie, das Opern-Theater hingegen öfters geſehen habe, denn ſonſt würde ſie wohl ganz das Bild des Redouten-Saales im Schloſſe wählen.

9.) Warum die Phantaſie das Bild der anatoliſchen Schule zu T. für das Gymnaſium wählt, worein Werloff den jungen Edel-

wald

wald führte; davon ligt der Grund wahrſcheinlich darinn, weil diß die erſte Schule war, die ich beſuchte.

10.) Daß aber das Haus des Raths des Bruders Edelwalds, und nachher auch Edelwalds Haus ſelbſt nun in der Phantaſie wieder nach Sch... verſezt werden, iſt abermal aus Nro 1. leicht zu erklären. Das Bild von Kräuslers Parterre-Stübchen hingegen, das doch in der Wirklichkeit nicht exiſtirt, kommt wohl daher, weil es in der Geſchichte heißt, daß die Köchin die Liebelei vom Hofe aus belauſchen konnte.

11.) Die Urſache der zwei Bilder, woraus der Garten zuſammen geſezt iſt, wo Wilhelm von Julianen Abſchied nahm, ligt theils in Nro. 1. theils darinn, weil in dem Pfarrgarten zu Sch. keine Taxusbäume ſind, wohl aber in dem ehemaligen Garten meiner Aeltern zu T.

12.) Das Städtchen C. miſcht ſich nun in der Phantaſie bei der Geſchichte der Prediger-Wahl, und auch an andern Orten um ſo

eher

eher ein, weil ich in dieſem Städtchen die gröſte Zeit meiner Jugend zubrachte.

13.) Von jezt an kommen viele und eine Zeitlang die meiſte Bilder von der Stadt Tübingen vor: natürlich weil nun Edelwalds Aufzug auf die Univerſität erzählt wird. Warum mir aber das Haus, worinn er logirte, das Haus des Profeſſors H. und nicht vielmehr das eigene ehemalige Haus meiner Aeltern zu T. iſt, weis ich nicht; das Bild der Treppe aber, wo Frölich ſeinen Renkontre mit der Mad. Willigs hatte, läßt ſich leichter erklären. Die Phantaſie entlehnt hier ein Bild, das ſie ſich ſchon einmal bei einer andern Geſchichte ſchuf. In **Weiſſes Kinderfreund** erzählt der Verfaſſer irgendwo von ſich ſelbſt aus Gelegenheit der Geſpenſter-Geſchichte, daß er einſt bei Nacht ein dringendes Bedürfnis gefühlt habe, auf den Abtritt zu gehen, er habe zu dem Ende einen langen Gang hinter gehen müſſen, und daſelbſt den Knecht, der Haber geſtohlen hatte, anfänglich für ein Geſpenſt gehalten, nachher aber entdekt. Bey dieſer Erzählung ſchuf ſich meine Phantaſie damals

mals eben das Bild wie in der vorliegenden Geſchichte. Weil nun beede Erzählungen viele Aehnlichkeit mit einander haben; ſo ruft ſie hier jenes wieder hervor; und daß ſie es hier und dort von dem Diakonathaus zu C. entlehnt, davon iſt der Grund in Nro 12. angegeben.

14.) Das Bild des öffentlichen Hauſes in der Geſchichte, wo Emil Edelwald verwundet lag, harmonirt der Beſchreibung nach, in Anſehung der äuſſerlichen Lage, ſo ganz mit dem frequenten Wirthshauſe vor dem Thor zu T. daß es ganz natürlich iſt, daß die Phantaſie es wählte.

15.a) Die äuſſere Lage von dem Vielmanniſchen Hauſe, worinn Edelwald verführt wurde, hat in der Phantaſie das Bild einer ſchmuzigen Straſe zu T. unweit des Fechtbodens wahrſcheinlich nur deßwegen; weil man ſolche Häuſer gemeiniglich in den abgelegenen Theilen einer Stadt zu ſuchen pflegt, denn in der Wirklichkeit weiß ich in der genannten Straſe kein ſolches Haus. Die eingebildete innere Beſchaffenheit aber beweiſet wieder die

eigene

eigene ſchöpferiſche Kraft der Phantaſie, die ſich, wie hier, nicht an Beſchreibungen bindet, weil ſonſt in der Vorſtellung auch tapezirte Zimmer ſeyn müßten.

15.b) Daß das Bild von dem Hauſe des Profeſſors, worinn Edelwald zu Nacht ſpeißte, das Haus des Profeſſors H. zu T. war, iſt ſehr natürlich, weil dieſes Haus für mich das zugänglichſte unter den Häuſern der Profeſſoren zu T. war.

16.) Blaukopfs Garten iſt mir die Allee zu St. weil nicht nur das Bild dieſer Allee mit der Beſchreibung des Gartens am meiſten übereinkommt, ſondern auch jene Allee zu St. mein gewöhnlicher Spaziergang war.

17.) Die Veranlaſſung zu dem kombinirten Bilde von dem Walde, worein Edelwald gerieth, iſt in Nro 5. und Nro 13. zu finden.

18.) Die Ausſicht auf das vor Edelwald ligende Dorf, iſt aus zwei Bildern hauptſächlich zuſammengeſezt, worunter das erſte wieder in Nro 13. ſeinen Grund hat, das zweite aber wahrſcheinlich daher rührt, weil

in der Geſchichte das Dorf als auf einem Berge liegend, vorgeſtellt wird, daher dann die Phantaſie, weil ſie gerade kein dergleichen Dorf findet, dieſes Dorf mit dem daneben auf einem Berge liegenden Thurme wählt.

19.) Das Bild von des Schulmeiſters Bierholds Hauſe iſt wieder aus Nro 1. zu erklären, das von der innern Beſchaffenheit des Hauſes hingegen daraus, daß in der Geſchichte erzählt wird, Edelwald habe den Schulmeiſter in der Hausflur gleich nach Oeffnung der Thüre angetroffen, daher alsdann die Phantaſie das zwar nicht ganz doch in etwas ähnliche Haus des Schulzen zu D. zum Bilde wählt. Hier, und nachher bei dem Wirthe zu Sumpferlingen kommen die einzige Bilder vor, die ſich die Phantaſie auch von Perſonen deutlich ſchaft.

20.) Von dem Bilde des Hauſes mit der neuen Thüre, und den 365 Nägeln, und warum es die Phantaſie nach C. verſezt, weis ich keinen hinlänglichen Grund anzugeben.

21.a) Der Gaſthof zum Ochſen in B. aber miſcht ſich hier um ſo leichter ein, weil ich

ich wenige Zeit vor der zwoten Leſung dieſer Geſchichte einigemal dort einkehrte und immer gut bewirthet wurde: daher es dann leicht geſchehen konnte, daß ſich das Bild davon in der Phantaſie veſt ſezte.

21.b) Die Bilder, die während des Soldatenlebens Edelwalds vorkommen, laſſen ſich aus Nro 5. erklären, wo auch die kleine Abweichungen und Unregelmäßigkeiten keinen groſen Unterſchied machen, und aus Nro 1. die Verſezung der Phantaſie wieder nach Sch.

22.) Das Bild von der Hausflur, wo Hold den Deſerteur Edelwald verſtekte, rührt theils von der gänzlichen Aehnlichkeit mit der in dem Hauſe des Burgermeiſters R. theils von meinem öfters angenehmen Aufenthalt in dieſem Hauſe her.

23.) Unaufgelößt bleibt mir aber auch das wieder, warum die Phantaſie die Straſe, auf welcher Edelwald nach ſeiner Deſertion wandelte, nicht auf die Straſe bei L. ſondern auf die von St. nach L. ſezt.

24.) Das nun zum erſtenmal nachher aber noch öfters vorkommende Bild von dem

Wirthshauſe zum Ochſen zu W. hat gewiſſer maſen auch in Nro 1. ſeinen Grund: denn der Weg nach Sch. führte mich immer durch dieſes Dorf, wo ich alsdann gewöhnlich in dem genannten Wirthshauſe einkehrte.

25.) Das zuſammengeſezte Bild des Hohlweges, worinn Edelwald arretirt wurde, iſt ganz aus der natürlichen Beſchaffenheit der Wege, welche die Phantaſie zum Bilde wählt, zu erklären, und der neben der L..r Chauſſee hinlauffende Weg miſcht ſich darein, weil in der Geſchichte eines ſolchen von der Heerſtraſe ſeitwärts ablenkenden Weges gedacht wird.

26.) Des Amtmanns Haus läßt ſich wieder aus Nro 1. erklären, die innere Beſchaffenheit aber iſt wieder ein eigenes Geſchöpf der Phantaſie. Es mag vielleicht ſeyn, und iſt auch wahrſcheinlich ſo, daß bei dieſem und den bisher vorgekommenen Bildern dieſer Art, wo die Phantaſie ſich das Bild gänzlich ſelbſt geſchaffen zu haben ſcheint, ſich ihr irgend einmal ein wirklich exiſtirendes Bild aufgedrungen hat, das zwar in der Phantaſie zu-

rük-

Digitized by Google

rükgeblieben iſt, wovon ſich aber Ort, Name ꝛc. aus dem Gedächtniß verlohren hat.

27.) Das Bild des angeführten Gaſthofes zu Erfurt iſt theils aus Nro. 5. theils aus Nro 8. zu erklären.

28.) Warum nun aber die Phantaſie ſchon wieder abſchweift, und das Badwirthshaus zu C. zum Bilde dieſes Gaſthofes wählt, das auch nachher ſo oft wieder vorkommt, davon glaube ich hauptſächlich folgende drei Urſachen angeben zu können.

a) Die erſte ligt in Nro 12.

b) Die zwote iſt wahrſcheinlich dieſe: Da im weitern Verfolg der Geſchichte der Ritter in dem Gaſthofe zur Reichskrone in Frankfurt vorkommt, der einen zerbrochenen Fuß hatte, ſo konnte es leicht geſchehen, daß der Phantaſie um des kranken Fuſes willen, das Bild eines Bades ſich aufdrang, welches nun zwar anfänglich nur bei dem Gaſthofe zur Reichskrone vorkam, nachher aber, bei der zwoten Leſung dieſer Geſchichte auch bei der kurz vorhergehenden Erzählung der in dem Gaſthofe zu Erfurt vorgefal-

lenen Begebenheiten ſich eindringen konnte, um ſo mehr, da

c) eben die Einrichtung und Folge der Zimmer in dem Badwirthshauſe zu C. anzutreffen iſt, wie ſie in der Erzählung von dieſen beeden Gaſthöſen beſchrieben iſt, ſo daß die Zimmer wie Edelwalds und Herrn Frölichs hart an einander ſtoſen, und man wegen der äuſſern Gleichheit leicht auch, wie es Edelwalden zu Frankfurt gieng, ſtatt des ſeinen das daranſtoſende ergreifen kann.

29.) Das Bild des Theaters, worauf ſich Emil befand, läßt ſich auch wieder aus Nro 8 erklären.

30.) Und das von dem Gaſthofe zur Schelle in Gotha, theils aus Nro 24. theils aus Nro 28.

31.) Das Bild des Dorfes, wo Edelwald die Hochzeit antraf, hat ſeinen Grund wahrſcheinlich darinn, weil in der Geſchichte erzählt wird, daß der Kutſcher, der Edelwald führte, vor dieſem Hauſe ſelbſt Halt gemacht habe; die Poſtknechte aber, welche Reiſende von Stuttgart nach Tübingen führen, in dem

ge-

genannten Dorfe vor einem gewiſſen Wirths-hauſe es eben ſo zu machen pflegen.

32.) In dem Lebenslaufe des Herrn von Narwiz ſ. das Bild des Wohnhauſes unter Nro 1.

33.) Ein neues Bild der Phantaſie kommt nun bei den **Ländern**: Schleſien, Mailand, Genua, Liefland ꝛc. vor. Von ganzen Ländern kann ſich die Phantaſie kein deutliches Bild machen, noch vielweniger aus der wirklichen Welt eines entlehnen, weil es unmöglich iſt, ein ganzes Land auf einmal zu überſehen; ſie hält ſich daher an die Abbildung derſelben im Kleinen, und an ihre Lage auf der Landkarte.

34.) Die Vorſtellung von Prag iſt wieder aus Nro. 12.

35.) Das Bild des Wirthshauſes, worinn ſich Fahrland in ſeiner Jugend öfters aufhielt, läßt ſich auch wieder aus Nro 1. erklären, wobei dann die Bemerkung auch ſehr natürlich iſt, daß die Phantaſie das Dorf Sch... da es ſo oft vorkommt, nie unvermiſcht zum Bilde wählt, indem in der Geſchichte immer noch Nebenumſtände vorkom-

men, die das Bild in etwas verändern müſſen.

36.) Das Bild des Plazes, wo Fahrland verſtoſen ſtand, hat zwar auch ſeinen Grund in Nro. 12. die Phantaſie verändert es aber ohne Grund.

37.) Das Bild des Tanzſaales, auf welchem Kunigunde mit dem Sekretär bekannt wurde, iſt auch wieder in Nro. 12. enthalten.

38.) Das Bild der beiden Häuſer hingegen, des Bedienten, worinn Kunigunde mit dem Sekretär heimliche Zuſammenkünfte hielt, und des Hauſes ihrer Eltern, läßt ſich zwar im Ganzen aus Nro. 8. erklären: warum aber die Phantaſie ſie gerade an dieſe Pläze ſezt, weiß ich nicht.

39.) Das Bild der Vaterſtadt Kunigundens ſ. in Nro. 5. und 12. warum aber die Phantaſie, wie hier das Gefängniß, ſo in den vorhergehenden Bildern andere Häuſer gerade an die Stelle des Rathhauſes ſezt, mag wohl daher kommen, weil der Plaz um das Rathhaus zu C. in meinem Knabenalter unſer gewöhnlicher Spielplaz war.

40.) Und

Digitized by Google

40.) Und eben auch in Nro. 12. ligt das Bild der Heerſtraſe, auf welcher Kunigunde entfloh.

41.) Das Bild des Kirchhofes, auf welchem ſich der Sekretär entleibte, macht mit dem in Nro. 19. angeführten Bilde von dem Hauſe des Schulmeiſters Bierholds die zwei einzige Bilder aus, die von meinem jezigen Wohnorte entlehnt ſind.

42.) Der Girthaliſche Landſiz iſt wieder aus Nro. 1. und Nro. 35.

43.) Die Bilder in dem Goldhammerſchen Lebenslauf ſind aus Nro. 8. Nro. 9. Nro. 13. und Nro. 1. zu erklären.

44.) Das Bild von der äuſſern und innern Beſchaffenheit des Gaſthofes zur Reichskrone in Frankfurt, iſt theils aus Nro. 5. und Nro. 8. zu erklären, theils in Nro. 28. wirklich ſchon erklärt.

45.) Hingegen kommt das Bild des Ortes Nro. 0. wo Edelwald das Geſpräch im Hofe hörte, aus der Aehnlichkeit her, die dieſer Ort in dem Gaſthof zum Ritter in Pforzheim mit dem in der Beſchreibung hat, weil

man dort in Nro. 0. eben ſo gut alle im Hofe vorfallende Geſpräche hören kann; und da die Phantaſie nun einmal dieſen Gaſthof zum Bilde gewählt hat, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, daß ſie nun auch Edelwalds Zimmer nach ſeiner Verwundung dorthin ſezt.

46.) Das Bild des Weges, wo Edelwald verwundet wurde, iſt wieder leicht theils aus Nro. 24. theils daher zu erklären, daß bei dem Dorfe W. ein dem beſchriebenen ganz ähnlicher Weg an den Gärten hinlauft.

Dieſes ſind nun die Erklärungen der angeführten Bilder, die um des nun folgenden dritten Abſchnittes willen voraus geſchickt werden mußten.

Dritter Abſchnitt.

Reſultate.

Die Reſultate, die nun in dieſem Abſchnitt aus den bisherigen Bemerkungen und Erklärungen in den beeden vorhergehenden Abſchnitten gezogen werden ſollen, können eben ſo viele Geſeze abgeben, durch welche der gewöhnliche Gang der Phantaſie beſtimmt, und nach welchen

chen er gleichſam abgemeſſen werden kann. Ich werde mich dabei, um der Kürze willen, immer auf die Numern des zweiten Abſchnittes beziehen müſſen, auf welche deswegen die Leſer verwieſen werden.

Die Hauptreſultate nun für den gewöhnlichen Gang der Phantaſie, die aus denen bisherigen gezogen werden können, ſind folgende.

1.) Unter den Bildern, welche die Phantaſie wählt, um die in einer Geſchichte beſchriebene Gegenden, Pläze, Städte und Dörfer, Häuſer, Perſonen ꝛc. ſich vorzuſtellen, ſind diejenigen offenbar die meiſten und häufigſten, welche von den Szenen der Kindheit und erſten Jugend entlehnt ſind. Darzu ſind in den Numern 1. 2. 3. 4. 7. 8. 9. 10. 12. 13. 16. 19. 21 b. 24. 26. 27. 28. 29. 30. 32. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 42. 43. 46. genugſame Belege vorhanden; auch iſt es leicht zu begreiffen. — Die junge Seele, auf welche ſo vieles noch mit dem erſten Reize der Neuheit wirkt, das noch weiche Gehirn und die noch eben ſo weiche Fibern behalten den

erſten

erſten von irgend einem Gegenſtand erhaltenen Eindruck um ſo länger und veſter, je ſtärker und tiefer er geſchah. Was Wunder, wenn er alsdann auch im Jüngling und Manne nicht erlöſcht, und bei jeder Anregung ſchnell und oft das Bild wieder hervorbringt, das ihn verurſachte?

2.) Beſonders wählt die Phantaſie unter dieſen gern die Bilder von ſolchen Orten, wo man ehemals, hauptſächlich in der Kindheit und erſten Jugend, viel Vergnügen genos, wie in den Numern 1. 2. 5. 10. 17. 19. 21 b. 22. 27. 43. 44. Auch diß iſt à priori leicht begreiflich. Vieles oder groſes, beſonders überraſchendes Vergnügen muß den Eindruck noch verſtärken, und mehr beleben, mithin auch ihn deſto bleibender machen; daher unter Nro. 1. dieſes Abſchnitts die vielen Numern, weil dort meiſtens, wenigſtens bei Sch... beides beiſammen war. Groſes Unglück ꝛc. würde nun freilich wahrſcheinlich auch das Bild des Ortes, wo man es erlebte, in der Phantaſie ſtark fixiren: allein in den vorliegenden Bildern kommt keines dergleichen

vor,

vor, ich zweifle aber deswegen nicht, daß, wenn ich mich eines ſolchen Ortes erinnerte, das Bild davon in der Geſchichte bei ähnlichen und paſſenden Erzählungen eben ſo häufig vorgekommen ſeyn würde.

3.) Hat nun einmal die Phantaſie ihre Bilder von wirklichen Gegenſtänden gewählt, ſo behält ſie dieſelben ſelten nach ihrem ganzen Umriß bei, ſondern nimmt nur die Grundzüge davon an, und malt das übrige zu ihrem Gebrauch, bald ſo, bald anderſt weiter aus. Dabei geſchieht es alsdann, daß ſie entweder die Bilder, die in der Erzählung vorkommen, denen aus der Wirklichkeit entlehnten, oder die in der Wirklichkeit vorhandene denen in der Beſchreibung vorkommenden anpaßt. Beiſpiele von dem erſtern ſind in den Numern 2. 3. 18. anzutreffen, von dem leztern kommen in den Numern 4. 10. 18. 35. 42. vor.

4.) Wird der Schauplaz der Geſchichte irgend anderswohin verſezt, ſo wandelt die Phantaſie, wie leicht zu begreiffen, auch ihre Bilder. Dahin gehören die Numern 5. 6.

13.

13. Allein dieſe Veränderung fixirt die Phantaſie deswegen nicht immer an den neugewählten Ort. Zwar ſezt ſie gewöhnlich ein allgemeines Bild z. B. von einer Stadt, Gegend ꝛc. eine Zeitlang fort, und verbindet damit alle in dieſem Zeitraum vorkommende beſondere Bilder z. Ex. von Häuſern, Gärten ꝛc. wie in den Numern 15. 17. 18. 45. Allein ſie ſchweift doch öfters auch bald wieder ab, und verändert die einzelne Bilder, wie in Nro. 10. und 16.

5.) Der lezte ſtarke Eindruck, den die Seele von einem Orte, Gegend, Hauſe ꝛc. erhalten hat, wird auch der Phantaſie eine Urſache, dieſe Gegend ꝛc. zu einem Bilde zu wählen. Davon ſind Beiſpiele in den Numern 5. 21.a enthalten. Und auch hier ſtimmt Erfahrung mit andern pſychologiſchen Gründen überein. Es iſt eben ſo natürlich, daß der lezte ſtarke Eindruck zum herrſchenden und bleibenden Bilde wird, als der erſte empfangene. Was bei dieſem die Stärke bewirkt, das erſezt bei jenem die Kürze der Zeit, ſeit welcher die Seele den Eindruck erhalten hat.

6.) Wo

6.) Wo die Erzählung und Wirklichkeit nicht harmoniren, da ſchaft ſich die Phantaſie eigene Bilder, wenn ſie in der Wirklichkeit nicht aufzufinden ſind. Davon ſ. die Numern 5. 7. 15. 25. Ohne Bild kann ſie nun einmal nicht ſeyn: wo ſie alſo in der Wirklichkeit keines findet, da wendet ſie ihre eigene ſchöpferiſche Kraft an, um die nöthige hervorzubringen. Doch iſt es auch möglich, daß, wie ſchon im zweiten Abſchnitt in einer der angeführten Numern geſagt worden iſt, die Bilder, welche die Phantaſie ſelbſt geſchaffen zu haben ſcheint, zwar aus der Wirklichkeit entlehnt ſind, die Seele aber ſich deſſen nicht mehr bewußt iſt, wo ſie dieſelbe zum erſtenmale geſehen hat.

7.) Das erſte empfangene Bild von einem Orte, Gegend, Hauſe ꝛc. iſt gemeiniglich auch das ſtärkſte und bleibt am längſten das herrſchende, kommt deswegen auch bei jeder ähnlichen Gelegenheit vor, und verdrängt ſogar andere im vorkommenden Falle natürlichere Bilder, wie in den Numern 1. 6. 8. 9. Natürlich! denn der erſte Eindruck, den

irgend

irgend ein Gegenſtand auf uns macht, wirkt noch mit aller Stärke des Reizes der Neuheit auf die Seele, drükt ihr alſo das Bild deſto tiefer ein, und macht es daher um ſo anhaltender und bleibender.

8.) Unbedeutende Kleinigkeiten können öfters das Bild der Phantaſie beſtimmen oder verändern, z. B. in den Numern 7. und 31. wenn nur die Kleinigkeit etwas dem in der Erzählung beſchriebenen ähnliches hat.

9.) Wo Ein aus der Wirklichkeit entlehntes Bild mit dem, das die Erzählung angibt, nicht völlig harmonirt, da ſammelt ſie ſich mehrere, kombinirt ſie in ein ganzes zuſammen. Beiſpiele davon ſind in den Numern 7. 11. 17. angeführt. Denn ſie kann nicht ruhen, bis ſie ein zu der Erzählung ganz paſſendes Bild gefunden hat.

10.) Wo in den Bildern der Erzählung Aehnlichkeiten mit einmal geſehenen Bildern in der Wirklichkeit vorkommen, da ergreift die Phantaſie dieſe plözlich, um jene damit auszudrüken. Solche Aehnlichkeiten ſind auch wirklich die natürlichſte Veranlaſſung dazu.

Allein

Allein es iſt nicht gerade nöthig, daß Beſchreibung und wirkliches Bild eine auffallende Aehnlichkeit mit einander haben; es iſt öfters genug, wenn nur ein geringer Theil dem andern ähnlich iſt. Beiſpiele von beeden Arten finden ſich häufig in den Numern 13. 14. 16. 17. 18. 19. 25. 28. 45. 46.

11.) Doch bindet ſich die Phantaſie nicht immer, und am wenigſten immer ganz an die Beſchreibung. Ihre Bilder entſprechen öfters der Beſchreibung gar nicht, und es ſchleichen ſich leicht Nebenbegriffe und Nebenvorſtellungen ein, die ein anderes Bild hervorbringen, als man der Erzählung nach erwarten ſollte. Hieher gehören die Numern 13. 15 a. 30.

12.) Hat die Phantaſie bei einer andern Gelegenheit ein Bild ſich geſchaffen, ſo wiederholt ſie es leicht bei einer wieder vorkommenden ähnlichen, wie in Nro. 13. Diß iſt ganz den anderwärtigen Geſezen der Ideen-Aſſoziation gemäs.

13.) Was ſich aber mit der Natur der Phantaſie gar nicht zu vertragen ſcheint, iſt die gleichwohl richtige Bemerkung: daß ſelbſt

Reflexionen und Urtheile des Verſtandes ihren Gang öfters beſtimmen, und zu Erweckung dieſes oder jenes beſtimmten Bildes mitwirkende Urſachen abgeben können, wie die Numern 15 a. 28. 44. beweiſen.

14.) Der häufige Anblick eines Orts, beſonders ausſchliesſungsweiſe vor andern ähnlichen, macht leicht, wenn übrigens die Umſtände nach Nro. 10. dieſes Abſchnittes harmoniren, dieſen zum herrſchenden Bild. Aus den Numern 15 b. 21 a. 22. kann dieſes etwas undeutliche Reſultat beſſer verſtanden werden.

15.) Selten ſchafft ſich die Phantaſie auch deutliche Bilder von Perſonen: die Geſichtszüge wenigſtens ſind immer ſo dunkel, daß ſie weder mit ſolchen in der Wirklichkeit verglichen werden könnten, noch ein eigenes Bild davon detaillirt werden könnte. Wann ſie aber auch im ſeltenen Falle ſich Bilder von Perſonen ſchafft, ſo geſchieht es nicht gerade da, wo dieſe in der Erzählung am deutlichſten beſchrieben ſind, ſondern vielmehr eher in dem Falle, wo ihr von gewiſſen Perſonen, die ihr viel-

Digitized by Google

vielleicht ſonſt einmal auffielen, ein Bild noch vorſchwebt, das nun, wann in der Geſchichte eine ähnliche Perſon auftritt, leicht wieder hervorkommt. Diß mag der Fall bei den zwei einzigen Bildern von Perſonen ſeyn, die in Nro. 19. angeführt ſind. Dieſe Seltenheit ſolcher Bilder iſt übrigens nichts unbegreifliches. Die Maſſe eines ſolchen Bildes, das ſich die Phantaſie von Perſonen ſchaffen ſolle, iſt zu gering, als daß ſie einen ſolchen tiefen und weit umfaſſenden Eindruck machen ſollte; wie das Bild eines Hauſes, Gartens, oder noch mehr eines Ortes, einer Gegend ꝛc. der alsdann leicht bei jeder Gelegenheit die Urſache eines Bildes würde. Es iſt ferner bei Perſonen nicht ſo leicht thunlich, was doch die Phantaſie gerne thut, mehrere Bilder zu kombiniren, und daraus ein ganzes zuſammen zu ſezen.

16.) Aus den Numern 20. 23. 38. ſcheint übrigens zu folgen, daß die Phantaſie öfters auch ohne Grund abſchweife: denn hier kann ich keine hinlängliche Urſache von der Veränderung der Bilder angeben.

Es iſt aber deswegen doch möglich, daß irgend ein tief verborgenes ſchon vor langer Zeit der Seele eingedrüktes Bild, deſſen aber, und ſeiner Veranlaſſung ſie ſich nicht mehr deutlich bewußt iſt, zum Grunde ligt. Ich getraue mir deswegen nicht, dieſe ganze Numer als ein wirkliches unumſtößliches Reſultat aus den gemachten Beobachtungen anzugeben.

17.) Wird dieſelbe Geſchichte zum zweitenmale geleſen, ſo verändern ſich öfters die Bilder der Phantaſie, und werden leicht mit einander verwechſelt. Vom erſtern Fall ſ. Nro. 5. und vom leztern Nro. 28. der erſtere Fall iſt der deutlichſte. Ich hatte vor der erſten Leſung dieſer Geſchichte Ludwigsburg noch nie, auſſer in meiner Kindheit, wovon ich mir demnach keine Vorſtellung mehr machen konnte, geſehen: mithin konnte dieſes Bild ſich bei der erſten Leſung nicht einmiſchen, wo es ſich bei der zwoten einmiſchte; doch erinnere ich mich nimmer, was für ein Bild an deſſen Statt vorher da geweſen war.

18.) Bei Bildern von ganzen Ländern hält ſich die Phantaſie an die Lage derſelben auf der

Land=

Landkarte, wie in Nro. 33. Hier iſt die Maſſe des Bildes in der Wirklichkeit zu groß, als daß es die Phantaſie auf einmal faſſen könnte. Ganze Länder laſſen ſich unmöglich auf einmal überſchauen, es kann ſich alſo auch kein Bild davon in der Phantaſie malen, ſie verliert ſich in der ungeheuren Maſſe, und hält ſich daher an die nach dem verjüngten Maasſtab auf der Landkarte entworfene Bilder ſolcher Länder, die ſie leichter umfaſſen kann.

19.) Sehr wenige Bilder entlehnet die Phantaſie vom gegenwärtigen Wohnort. Nur in den Numern 19. 41. kommen zwei vor. Die Urſache davon ligt hauptſächlich in den Numern 1. 2. dieſes Abſchnittes, und in den aus dem zweiten daſelbſt angeführten. Die Phantaſie wählt immer am liebſten und meiſten die Bilder der Jugend, oder Bilder von beſonders aufgefallenen Oertern. Nun füllt ſie mit jenen ſo viel möglich alles aus, und des gegenwärtigen Wohnortes iſt man zu gewohnt, als daß das Bild davon auffallen könnte. Die Bilder davon dienen alſo meiſtens nur dazu, Lücken auszufüllen, wo keine andere Bilder

vorhanden ſind, oder gehören unter Nro. 10.

Dieß ſind nun die Reſultate, die für die Geſeze des gewöhnlichen Ganges der Phantaſie aus den vorhergehenden Beobachtungen und Erklärungen gezogen werden konnten. Ob ſich dieſe Reſultate zu wirklichen beſtimmten Geſezen qualificiren, werde ich von dem Urtheil einſichtsvoller Richter erwarten. Der Verſuch, gewiſe Geſeze auf dieſe Art zu beſtimmen, iſt neu und blos Verſuch: ich konnte alſo leicht irren, und wo ich mich zu Trugſchlüſſen verleiten ließ, will ich mich gerne zu recht weiſen laſſen.

VI. Un-

Digitized by Google

VI.

Unterſuchungen
über
das Vergnügen
am
Hiſtoriſchen,
beſonders
an Romanen.

K 4

Digitized by Google

Google

VI.

Unterſuchungen über das Vergnügen am Hiſtoriſchen, beſonders an Romanen.

Es gibt wenige Menſchen, die nicht an der Geſchichte ein groſes Vergnügen fänden. Zwar findet man wenige, die den Namen eines eigentlichen Hiſtorikers verdienten, die die mühſame Unterſuchungen in der Geſchichte, das öfters undankbare Forſchen in den Zeiten der Vorwelt nicht ſcheuten; auch iſt die Menge derer nicht ſo ſehr gros, welche das Studium der Geſchichte ohne Unterſchied mit Fleiß und Eifer treiben, es zum Grund philoſophiſcher Unterſuchungen, und zum Mittel ſittlicher und geiſtiger Veredlung machen, und es zur Erweiterung ihrer Menſchenkennt-

niß gebrauchen. Allein dieſes alles ſtöst die vorangeſchickte Behauptung nicht um: denn die meiſten Menſchen, wenn ſie ſchon weder Hiſtoriker im eigentlichen Verſtande ſind, noch das Studium der Geſchichte, als ſolches, zu ihrer Lieblings-Beſchäfftigung machen, lieben doch immer Erzählungen aus der Vorwelt, Erzählungen von den groſen Thaten der alten Helden, oder andern merkwürdigen und groſen Begebenheiten. Manchen ſchrökt zwar das Trockene der Einförmigkeit in der Geſchichte, ſo wie ſie in den gewöhnlichen Kompendien erzählt wird, vom ernſthaften Studium derſelbigen ab, niemand aber ermüdet oder gähnt bei einzelnen merkwürdigen Erzählungen.

Erſcheint beſonders die Geſchichte in reizendem und anmuthigem Gewande, und beſizt der Erzähler den Vortheil, ſie intereſſant zu machen, und unterhaltend vorzutragen: ſo werden gewiß die meiſten ſeiner Zuhörer oder Leſer eine ihrer liebſten Unterhaltungen darinn finden.

Man

Man bemerkt dieſes ſchon bei Geſchichten und Erzählungen aus dem täglichen Leben. Der einzige Stoff der Unterredung in Geſellſchaften ſind nicht ſelten Erzählungen entweder aus Anekdoten, oder von dem, was ſich neuerlich da oder dort zugetragen hat, und man kann die Beobachtung in jeder Geſellſchaft machen, daß, wenn auch hie und da die Unterredung einen andern Gang, als den hiſtoriſchen, genommen hat, nur halbweg einer aus der Geſellſchaft irgend eine anziehende Geſchichte zu erzählen anfangen darf, um jene Unterredung zu unterbrechen, und die Augen und Ohren der ganzen Geſellſchaft auf ſich und ſeine Erzählung zu richten.

Dieſes Vergnügen an Erzählungen und Geſchichte entdeckt ſich bei dem Menſchen ſchon früh, ſchon **in den erſten Jahren der Kindheit**, ſo bald die Seele einigermaſen zum Gebrauch aller ihrer Sinne gelangt iſt, und ſich die Vernunft zu entwickeln anfängt. Daher die vielen Ammenhiſtörchen und Kindermährchen, die bei all ihrem heilloſen Innhalt uns wenigſtens ſo viel entdecken, wie

begierig ſchon die junge Kinderſeele nach hiſtoriſcher Speiſe geizt, und die in unſern Zeiten doch nimmer ſo vielen Schaden anrichten können, wie vorher, da ſie durch die vernünftigere Rochow'ſche, Weiſſeſche, Campeſche und Salzmänniſche Erzählungen gröſtentheils verdrängt ſind. Man kann überhaupt die Aufmerkſamkeit der Kinder durch nichts beſſer und ſicherer feſſeln, und ſich durch nichts beſſer bei ihnen empfehlen, als wenn man ſie in vertrauten Kreiſen um ſich verſammelt, und ihnen Geſchichten, paſſend, faßlich und intereſſant genug für ihr Alter, erzählt. Wie drängen ſie ſich da an den Erzähler heran, wie will jedes das nächſte an ihm ſeyn, um ja kein Wort ſich entſchlüpfen zu laſſen; wie wetteifern ſie mit dringendem Ungeſtümm untereinander, welches dem Erzähler am nächſten kommen möchte, und wie ſind ſie dann wann nun die Erzählung beginnt, ſo ganz Auge und Ohr! Nirgends iſt das Vergnügen am Hiſtoriſchen ſichtbarer als da.

Und um vollends ganz von der Allgemeinheit dieſes Vergnügens, beſonders auch

an Romanen, überzeugt zu werden, darf man nur einmal die heutige Leſewelt und die Verzeichniſſe von Romanen, Begebenheiten, Erzählungen, Szenen, und wie die Geiſtesprodukte dieſer Art alle Namen haben mögen, in den Meßkatalogen betrachten. Welche Fluth von dergleichen Schriften! Und wie begierig werden dennoch die meiſten, öfters auch die heilloſeſten, von der Leſewelt verſchlungen! Wie oft kann man in Geſellſchaften, beſonders von gebildet ſeyn wollenden Frauenzimmern, — denn bei ſolchen, die Mutter Natur ſelbſt mit edler Einfalt wirklich gebildet hat, findet man das nicht ſo leicht — kommen, wo nichts anderes geſprochen wird, als eine immerwährende Rezenſirung dieſes und jenes und anderer der neueſten Romane, und wo ein Mann durch nichts den Ruf der Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht ſich leichter erwerben kann, als wenn er nur immer für neue Proviſion von dieſer Seelenſpeiſe beſorgt iſt. Doch will ich damit nicht behaupten, daß dieſe Romanenwuth das ſchöne Geſchlecht allein ergriffen habe; ſie findet ſich

nicht

nicht ſeltener auch bei dem unſerigen, und beweiſet eben dardurch um ſo mehr die Allgemeinheit des Vergnügens am Hiſtoriſchen. Romane werden ſeit einigen Dezennien überall geleſen, überall verſchlungen, überall wird wieder nach neuen gegeizt.

Man kann ſo manchen und ſo manche antreffen, die beinahe die ganze edle Zeit ihres Lebens, was ihnen von Eſſen und Trinken, Schlafen, Spazierengehen und Luſtbarkeiten übrig bleibt, mit Romanenleſen hinbringen, und denen auch die ungeheure Verzeichniſſe davon in den Meßkatalogen nicht reichhaltig genug ſind, um von Meſſe zu Meſſe ihre edle Wißbegierde zu befriedigen. Und andere, bei denen die Leſung der Romanen noch nicht ſo ſehr zur Wuth worden iſt, finden doch dabei eine ſolche Unterhaltung, dergleichen ihnen nicht leicht eine andere Beſchäfftigung gewährt. Kurz, Romanen und dergleichen Geſchichten haben für den gröſten Theil der heutigen Leſer die ſtärkſte möglichſt anziehende Kraft, zum Beweis, wie gros und allgemein das Vergnügen am Hiſtoriſchen, beſonders

ders am wunderbar und abentheuerlich Hiſto-
riſchen iſt.

Ich gehe aber nun zu der eigentlichen Ab-
ſicht dieſer Abhandlung, zu der Unterſuchung
über, **woher dieſes** allgemeine **Ver-
gnügen am Hiſtoriſchen, beſon-
ders an Romanen, ſeinen Ur-
ſprung habe?** Und dieſen glaube ich in
drei Quellen zu finden.

Die erſte iſt wohl der Reiz **der Neuheit
und die Neigung der Menſchen zum
Wunderbaren.**

Was der erſtere für mächtigen Einfluß
auf uns hat, iſt in der dritten unter dieſen
Abhandlungen hinlänglich gezeigt worden.
Nun iſt aber offenbar, daß er beim Hiſtori-
ſchen mit all ſeiner Stärke auf uns wirkt.
Immer etwas neues und unbekanntes zu hö-
ren oder zu leſen, iſt der Endzweck der mei-
ſten Hiſtoriologen. Wer Geſchichte, wer
Erzählungen, wer Romanen lieſet, findt eben
darinn ſeine gröſte Unterhaltung, wenn ihn
die Erzählung auf den weitern Erfolg immer
begieriger macht: daher dann die verwickelt-

ſten

ſten Romane immer die unterhaltendſten ſind, weil in ſolchen immer Szenen vorkommen, die durch ihre Neuheit reizen, und durch das Unerwartete überraſchen. Auch bemerkt man bei Kindern, wenn man ihnen Geſchichten erzählt, daß ſie den Erzähler öfters mit der Frage unterbrechen: wie iſts weiter gegangen? Natürlich! Ihre Seele, noch voll des Triebes der Neubegierde, ſucht ihn ſo gut und ſo ſchnell als möglich zu befriedigen, will alſo in der Erzählung immer wieder neue Begebenheiten oder neue Wendungen der Geſchichte hören, und der Erzähler kann ſie nicht ſchnell genug auf einander folgen laſſen. Es iſt daher, beiläufig zu ſagen, eine Haupterforderniß gut geſchriebener Erzählungen für Kinder, daß ſie nicht durch Weitſchweifigkeit oder allzuviele Digreſſionen ermüden. —

Dieſer Trieb der Neubegierde aber findet ſich bei Erwachſenen noch eben ſo gut als bei Kindern: daher kommt es, daß auch ſie, um dieſen Trieb zu befriedigen, ſich diejenigen Mittel wählen und aufſuchen, die ihn am beſten und ſchnellſten befriedigen; und dieſe

ſind

Digitized by Google

ſind nun, wenn ſonſt gerade keine Wege vor-
handen ſind, etwas Neues ſelbſt in ſeinem Wir-
kungskreiſe zu ſehen, zu hören oder an ſich ſelbſt
zu erfahren, Geſchichte, Erzählungen, und be-
ſonders Romanen, wodurch die Neugierde ſo
ganz ohne Mühe, auf eine ſo bequeme und be-
hagliche Art, befriediget werden kann.

Dabei iſt es durch Erfahrung bekannt, wie groß die **Neigung der Menſchen zum Wunderbaren** iſt. Dieſe wird nun durch Geſchichte, Erzählungen, und beſonders Romane, eben ſo wie der Trieb der Neubegierde hinlänglich befriedigt. Die wundervolle Begebenheiten in der Geſchichte ſind immer die, die uns am meiſten Vergnügen verurſachen, und daher kommt es auch, daß öſters eben die Romane, die Unwahrſcheinlichkeiten auf Unwahrſcheinlichkeiten, Abentheuer auf Abentheuer häufen, für den gröſten Theil der Leſer die unterhaltendſte ſind. Dieſe Neigung zum Wunderbaren hängt überhaupt mit dem Trieb der Neubegierde ſo genau zuſammen, daß meiſtens, wo dieſer ſich äuſſert, auch jene ſich mit einmiſcht. Und da jene der Phantaſie freien

Spielraum läßt, ſo iſt ſie von uns deſto unzertrennlicher, und wir ergreifen daher jede Gelegenheit und jedes Mittel ſie zu befriedigen, und daher rührt denn auch das allgemeine Vergnügen am Hiſtoriſchen. Hr. **Pockels** ſtimmt darinn in ſeinem Aufſaze über **die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren** im Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde, III. Bandes 3 Stück, mit mir überein.

Er ſagt daſelbſt S. 84 f.

„Die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren, und, ich kann hinzuſezen, zum Fabelhaften, hängt lediglich von dem ſo „mächtigen Triebe der menſchlichen Seele „ab, neue Vorſtellungen und zwar ſolche „zu empfangen, wodurch ungewöhnlich „lebhafte angenehme Empfindungen in uns „hervorgebracht und erhalten werden. Jene „neuen Vorſtellungen, wornach wir vermöge eines uns natürlichen Erweiterungs-„Triebes unſerer Geiſtes-Thätigkeit ſtreben, „ſind uns allemal um ſo viel willkommener, je mehr ſie den Reiz der Neuheit „an ſich haben: je weniger ſie alſo an eine

„uns

„uns ſchon geläufige Menge bekannter Vor„ſtellungen gränzen, und je lebhafter die „Eindrücke ſind, welche ſie in dem Gebiete „unſerer Empfindungen zurüklaſſen.

„Das Wunderbare iſt aber vornehmlich „geſchikt, lebhafte Eindrücke auf uns zu ma„chen, und unſere Leidenſchaften zu erſchüt„tern. Wir fühlen es ſehr deutlich, daß „unſere Seele in eine heftige Bewegung ge„räth, wenn uns eine wunderbare Bege„benheit erzählt wird; oder wenn wir „ſie ſelbſt zu ſehen Gelegenheit haben. Un„ſer Blut fängt heftiger zu wallen an, un„ſere Gedanken folgen in einer ungewöhn„lichen Schnelligkeit aufeinander. Unſere „Aufmerkſamkeit ſcheint ſich mit jedem Au„genblik zu verdoppeln. Alle unſere See„lenkräfte ſind geſpannt, um keinen Um„ſtand der ſonderbaren Begebenheit auſſer „Acht zu laſſen, und dieſe Spannung drükt „ſich ſogar in Zügen unſers Geſichts aus. „Man hat ſogar merkwürdige Beiſpiele, „daß Menſchen dabei in Ohnmachten und „Wahnſinn gefallen ſind. Nichts iſt uns

„unangenehmer, als in dieſem Zuſtande „lebhafter Vorſtellungen, worein uns „das Wunderbare verſezt hat, durch Ge„genſtände geſtört zu werden, welche dieſe „neuen Vorſtellungen unterbrechen; und „wir wünſchen nicht ſelten — wenn wir „auch gleich an die wunderbare Begeben„heit ſelbſt nicht glauben können, daß ſie „wahr ſeyn möchte. So angenehm iſt das „Vergnügen, welches wir daraus ſchöpfen, „und ſo ſtark der Reiz, welchen die Be„wunderung für unſere Vorſtellungen und „Empfindungen hat.“

Worinn dieſe Neigung zum Wunderbaren ihren Grund habe, überlaſſe ich den Leſern in der angeführten Abhandlung im Moritziſchen Magazin zu ſuchen, weil dieſe Unterſuchung nicht zum gegenwärtigen Zwecke gehört.

Die andere **Quelle**, woraus das Vergnügen am Hiſtoriſchen entſpringt, iſt ein eben ſo mächtiger, tief in unſerer Seele liegender Trieb, **der Trieb der Geſellſchaftlichkeit.** Es iſt offenbar, daß der Menſch nicht zur

äuſſer-

äuſſerlichen Einſamkeit, — denn von der innern, von der Zimmermann auch redet, abstrahire ich hier, — geſchaffen iſt, und daß diejenige Menſchen, welche die Einſamkeit mehr lieben als Geſellſchaft, nur Ausnahmen von der Regel ſind. Denn man findet den Trieb der Geſellſchaftlichkeit ſowohl beim unkultivirten Barbaren, als beim Kinde, und er ſcheint überhaupt in der ganzen Beſtimmung des Menſchen gegründet zu ſeyn. Aber, wird man fragen, wie kommt der Trieb der Geſellſchaftlichkeit hieher? und wie ſoll ſich daraus das Vergnügen am Hiſtoriſchen erklären laſſen? Ich antworte: ſehr natürlich. Die Phantaſie, die, wie theils die Erfahrung beweiſet, theils aus der ganzen vorhergehenden fünften Abhandlung erhellt, beim Leſen oder Hören einer Geſchichte oder eines Romans, nicht unthätig bleiben kann, ſondern ſo mächtig und mannigfaltig dabei mit einwirkt, läßt uns nun nicht mehr blos leſen und hören, ſondern verſezt uns, wie ſchon in der genannten Abhandlung angemerkt worden iſt, gleichſam auf den Schauplaz der Geſchichte ſelbſt, und wir leben nun gleichſam in

Geſellſchaft der in der Geſchichte vorkommenden Perſonen, wir begleiten ſie von Ort zu Ort, hören ſie reden und ſehen ſie handeln, und genieſſen ſo eben das Vergnügen, das uns ſonſt wirklich Geſellſchaften gewähren. — Ich habe, wenn etwa dieſe Behauptung doch noch unwahrſcheinlich ſcheinen ſollte, dabei den groſen Menſchenkenner Rouſſeau auf meiner Seite, welcher im zweiten Theil und achten Buch ſeiner Confeſſions S. 182. der Genfer Ausgabe von 1782. von ſich ſagt:

„Quand j'avois une fois ma chere „petite brioche, et que bien enfermé „dans ma Chambre j'allois trouver ma „bouteille au fond d'une armoire, quel- „les bonnes petites buvettes je faiſois „là tout ſeul en liſant quelques pages „de roman! Car *lire en mangeant fut „toujours ma fantaiſie au defaut d'un tète „a tete. C'eſt le ſupplement de la ſociété „qui me manque.* Je devore alternati- „vement une page et un morceau: *C'eſt „comme ſi mon livre dînoit avec moi.*"

End:

Digitized by Google

Endlich die dritte Quelle, woraus das Vergnügen, nicht ſowohl am Hiſtoriſchen überhaupt, als vielmehr hauptſächlich an Romanen, und die daher entſprungene gänzliche Romanenwuth quillt, iſt wohl eine gewiſſe in unſerm Zeitalter herrſchend gewordene und von Luxus und Modetändeleien erzeugte **Erſchlaffung und Armuth des Geiſtes.** Leider, und Schande für uns, daß dieſe ſchon ſo weit gekommen iſt, daß ſie die Quelle anderer ihr günſtigen Erſcheinungen werden konnte. Indeſſen ſind dieſe Erſcheinungen einmal vorhanden, und laſſen ſich am leichteſten aus einer ſolchen Erſchlaffung erklären. Es ſcheint ſeit einiger und zwar ſchon geraumer Zeit bei den mancherlei Revolutionen, zu denen ſich unſer ablaufendes Jahrhundert vorbereitet, auch Geiſt des Zeitalters geworden zu ſeyn, das Reelle zu verachten, und die edle Zeit mit elenden Kleinigkeiten zu vertändeln. Auf Gymnaſien, hohen Schulen ꝛc. hat wenigſtens dieſe unſelige Seuche am meiſten eingeriſſen. Tiefes Nachdenken erfordernde Studien werden vernachläſſigt, ſuperfizielle Kenntniſſe oben

abgeſchöpft, was geleſen wird, nur halb verdauet, und die übrige Zeit zu eben ſo Geiſtſchwächenden Beſchäfftigungen misbraucht. Daher kommt es dann, daß jede Kraft der Seele zu energiſcher Thätigkeit abgeſpannt wird, der Kopf leer von Ideen, höchſtens noch mit Wind angefüllt bleibt; und da nun die Seele doch wenigſtens einige Beſchäfftigung haben muß, ſo nimmt man zu der leichten Speiſe der Romane ſeine Zuflucht, welche die Seele, beſonders wann ſie einmal ſo geſtimmt iſt, auch aus den beeden vorher angeführten Gründen um ſo leichter und veſter an ſich feſſeln.

Dieß, glaube ich, ſind die drei Hautquellen, aus welchen das allgemeine Vergnügen am Hiſtoriſchen, beſonders an Romanen, entſpringt. Ich will nun nur noch einige **praktiſche Folgerungen** daraus herleiten.

Da die **Geſchichte** auch um des Reizes der Neuheit willen, uns ein ſo unterhaltendes Vergnügen gewährt, ſo folgt daraus, daß ſie eben deswegen, weil dieſer Reiz aus einem ſehr edlen Triebe der Seele, aus dem Triebe

nach

nach Thätigkeit herſtammt, e) eine der edelſten Beſchäfftigungen für den menſchlichen Geiſt iſt, daß ſie mithin auch den gröſten Nuzen zur Veredlung deſſelbigen hat. Ich mag die oft gerühmten Vortheile des Studiums der Geſchichte überhaupt hier nicht wiederholen, und ſchränke mich deswegen blos auf den pſychologiſchen, auf die durch die Geſchichte beförderte Erweiterung des Triebes nach Thätigkeit ein. Dieſer Trieb wird durch das Studium der Geſchichte befriedigt, durch öftere Befriedigung wächßt er, wie diß die Natur aller menſchlichen Triebe mit ſich bringt, und ſo entſteht endlich aus ihm, aufgereizt durch die Beiſpiele in der Geſchichte, ein hohes Gefühl edler Selbſtkraft, das zur Unternehmung und Ausführung aller groſen und edlen Thaten fähig iſt.

Nicht dieſe edle Wirkung auf den menſchlichen Geiſt hat das **Leſen der Romanen.** So nüzlich Geſchichte zur Veredlung des Geiſtes iſt, ſo ſchädlich iſt gröſtentheils für dieſelbige das Leſen der Romanen, beſonders das

e) Anm. ſ. die dritte Abhandlung.

übertriebene. Es ſey mir erlaubt, hier einige pſychologiſch-moraliſche Bemerkungen über das Leſen der Romanen einzuſtreuen.

Romane ſind gleichſam ein ſüſſes Gift, das wenn mans einmal gekoſtet hat, immer zu mehrerem Genuſſe reizt, und anfänglich langſam, zulezt aber ſchnell und unaufhaltbar tödtet. Ich muß hier vorausſezen, daß ich von der gröſern Anzahl der gewöhnlichen Romanen rede: denn ich weiß wohl, daß es auch einige wenige gute giebt, welche dieſe ſchädliche Wirkung nicht haben. Die gewöhnlichen aber, ſo ſehr ſie dem Leſer das reizendſte Vergnügen gewähren, und eben deswegen um ſo mehr, ſind für den gröſten Theil immer gefährlich. Sie feſſeln die Begierde der Leſer zu ſehr, als daß man ſich, wenn man das Vergnügen einmal geſchmeckt hat, ſo ſchnell wieder davon losreiſſen könnte. Man verliert ſich dabei in einer gewiſſen ſüſſen Schwärmerei, die uns die ganze Welt auſſer uns vergeſſen macht, aber eben deswegen, und weil wir dabei in einer ſo behaglichen Ruhe, ohne Anſtrengung unſerer Leibes- und Seelen-

kräfte

kräfte bleiben können, iſt nichts geſchikter, uns auf der einen Seite ganz in eine fremde blos idealiſche Welt zu verſezen, und uns dardurch für die wirkliche untüchtig zu machen, und auf der andern den Flug unſers Geiſtes zu lähmen, unſere Kräften abzuſpannen, und ſo den Trieb unſerer Seele nach edler Thätigkeit auſſer uns zu erſticken.

Indeſſen lehrt die Erfahrung doch, daß dieſe Wirkung der Romanen nicht ganz allgemein iſt, nicht von allen Romanen gilt, und nicht bei allen Leſern ſich äuſſert. Es giebt auch Romanen, denen man das Verdienſt nicht abſprechen kann, edle Geſinnungen unter ihren Leſern verbreitet zu haben, und auf der andern Seite giebt es auch Leſer, welche die meiſten Romanen ohne Schaden leſen können. Rouſſeau las auch Romanen, und ich kenne ſelbſt einige Männer, die von Jugend auf immer ein groſes Vergnügen an Romanen fanden, die, mit einer lebhaften Phantaſie begabt, viele Romanen und von allerlei Art laſen, und die dabei doch in ihrem Fach ſehr brauchbare Männer worden ſind.

Noch

Noch jezt leſen ſie dergleichen Schriften, aber ſie haben es dabei in ihrer Gewalt, davon abzubrechen, ſo bald es nöthig iſt, und ſich das Leſen derſelben nie zu erlauben, ſo lange Berufs- oder andere Geſchäffte noch ihre Thätigkeit erfordern, und ſie haben mir ſelbſt ſchon geſagt, daß ſie aus jedem Romane, wie die Biene aus jeder Blume, immer wenigſtens etwas Gutes, zum Theil Neues gelernt hätten.

Allein ſolche Romanen und ſolche Leſer mögen wohl immer den geringern Theil ausmachen, für den gröſern haben ſie gewöhnlich mehr ſchlimme als gute Folgen. Entweder Erſchlaffung oder Ueberſpannung des Geiſtes iſt die gewöhnliche Folge davon. Daher die vielen, beſonders jungen Leute beederlei Geſchlechts, die, als ob ſie an Geiſt und Leibe gelähmt wären, auf Gottes lieber Erde herumwandeln, die zu keiner Anſtrengung des Geiſtes, zu keiner groſen und edlen That, zu keiner ernſthaften Beſchäfftigung Luſt und Fähigkeit haben, die ſich deswegen auch zu keinem eigentlichen Berufe tüchtig machen können.

nen. Daher ferner die vielen anderer Art, die immer wie in den Wolken ſchweben, denen alles, was unterm Monde liegt, fremd iſt, die für den Schneckengang gewöhnlicher Geſchäffte, wie ſie's zu nennen belieben, zu hoch fliegen, die nirgends zu Hauſe und mit dem Geiſte überall abweſend ſind, weil ſie ſich immer in höhern Regionen befinden, die vor lauter Sing=Sang und Sphärenklang die Stimme der Wahrheit auf der Erden nicht mehr hören können, die überhaupt für's praktiſche Leben gänzlich untüchtig ſind. Daher die vielen traurigen und ſchrecklichen Beiſpiele von gänzlicher Ueberſpannung, Verrückung und Wahnſinn, die durch übertriebenes Leſen der Romanen bei jungen Leuten, beſonders vom andern Geſchlecht, bewirkt wurden.

Es folgt nun aus dieſem allem, daß das Leſen der Romanen, wenn es auch nicht ganz unterlaſſen wird, welches freilich für manchen eine harte Ausgabe wäre, doch wenigſtens ſehr behutſam genoſſen werden muß. Und aus den pſychologiſchen Wirkungen des Romanleſens laſſen ſich ungefehr folgende Regeln für daſſelbige abstrahiren:

1.)

Digitized by Google

1.) Man leſe keine Romanen, ſo lange der Kopf noch nicht mit philoſophiſchen Kenntniſſen angefüllt, und zum Selbſtdenken vorbereitet iſt. Ein Grund, warum Kinder und Knaben davon abgehalten werden müſſen.

2.) Man wafne ſich gleich mit dem auch beim ſinnlichen Genuſſe ſo nöthigen Vorſatz, da abzubrechen, wo der gröſte Grad der Behaglichkeit eintritt, um vor dem hier beſonders ſchädlichen Berauſchtwerden verwahrt zu bleiben.

3.) Man mache ſich's gleich Anfangs zur Regel, und gehe nie davon ab, dieſe Speiſe nie anderſt, als zur Erholung, d. h. nie als nach vollendeten Berufs- oder Beſtimmungs-Arbeiten, und wo nicht andere Umſtände die Thätigkeit der Seele erfordern, zu genieſſen. — Endlich

4.) treffe man, was ſich von ſelbſt verſteht, eine kluge Auswahl unter Büchern dieſer Art.

VII. Ueber

Digitized by Google

VII.

Ueber das Angenehme in der Erwartung und Zukunft.

Digitized by Google

Digitized by Google

VII.

Ueber das Angenehme in der Erwartung und Zukunft.

So lange wir den Genuß irgend eines künftigen Guten oder einer angenehmen Begebenheit zu hoffen und zu erwarten haben, ſo lange iſt unſere Seele heiter und vergnügt, wir ſind frölicher im Glück und im Unglücke weniger verzagt, alles um uns herum erſcheint uns in einem freundlichern Lichte, alles ſcheint uns gleichſam anzulachen. Hoffnung erleichtert auch dem Unglücklichſten ſeinen Zuſtand, ſie läßt ihn mit froherem Blicke die Gegenwart betrachten, und in die Zukunft hinſchauen, ſie erhebt ſeinen ſinkenden Muth wieder, ſie gibt ihm neue Kräfte, ſich, ſo viel an ihm iſt, ſeinem Un-

Digitized by Google

glück zu entreiſſen. Es iſt überhaupt unbeſchreiblich, welche mächtige Wirkungen die Hoffnung und die Erwartung eines künftigen Guts auf unſere Seele hat.

Ja man kann an den meiſten Menſchen die Bemerkung machen, daß ein **künftiges Gut**, das ſie erſt noch zu hoffen haben, **mehr Reiz für ſie hat**, und ihnen mehr Vergnügen ſchon zum voraus gewährt, **als das gegenwärtige**, das ſie bereits genieſſen. Man ſieht nicht ſelten Menſchen, die indem ſie dem beneidenswürdigſten Glücke gleichſam im Schooſe ſizen, dieſes verkennen, ohne es zu fühlen, hingegen ſich dabei mit den angenehmſten Vorſtellungen eines künftigen nach ihrer Vorſtellung glücklichern, nach anderer, die ihn mit ruhigerm Auge und kälterem Blute betrachten, minder glücklichen Zuſtandes wiegen.

Daher unter andern, die viele Projektmacher, die nie zufrieden mit dem Gegenwärtigen, immer neue Plane künftigen Glückes entwerfen, und in der Gewisheit, Wahrſcheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit einer künfti-

künftigen Realiſirung ihrer Plane gröſere Beruhigung oder gröſeres Vergnügen finden, als im Genuß des gegenwärtigen Glückes. Daher die Beiſpiele, die ich ſelbſt ſchon erlebt habe, daß manche Menſchen beim erſten Erwachen am Morgen die ganze Reihe ihrer gewohnten Vorſtellungen Revüe paſſiren laſſen, und nur dann vergnügt aufſtehen, wann ſie die Erwartung irgend einer angenehmen Begebenheit für die Zukunft je näher je lieber in derſelben entdecken. Kurz, die Erfahrung iſt allgemein, daß ein Gut in der Erwartung und Zukunft immer angenehmer iſt, als eines, das wir ſchon gegenwärtig genieſſen.

Sehr ſchön ſagt eben dieſes Hr. Villaume im 5ten Bande ſeines Philothee S. 157 ff. mit einigen paſſenden Bemerkungen, wovon ich das wichtigſte hier einrücken will.

„Wenn nun der Menſch, ſagt er, nach „Jahrtauſenden durch viele Verſuche, Erfahrungen und Leiden zu den Künſten ge„langt iſt, welche zur Erhaltung und Si„cherheit ſeines Lebens nothwendig ſind; hat „er ſeinen Zweck, die Ruhe und Zufrieden-

„heit nicht erreicht: dieſe ſcheinen vielmehr „ſich von ihm immer weiter zu entfernen. „Es geht dem Menſchen, wie dem Wanderer. „Dieſer ſieht endlich nach langem Sehnen „und ſchwerer Reiſe in der Ferne die Spize „des Thurms, welcher ſeine Ruheſtätte be„zeichnet. Nun denkt er, nun hab ich's „endlich! der Thurm iſt gleich hinter dem „Berge, und der Berg ligt nahe vor mir! „Er erſteigt voller Hoffnung den Hügel, „und ſieht daß er noch eine ganze Strecke zu „gehen hat. Bald kommt er an eine Krüm„mung des Weges, er ſieht den Ort bald „zur Rechten bald zur Linken, und manch„mal gar hinter ſich. — So gehts dem Men„ſchen. Er hat nunmehr alle Anſtalten getrof„fen, Ruhe und Zufriedenheit zu genieſſen. „Plözlich ſteigen bei ihm neue Begierden auf; „er fühlt neue Bedürfniſſe, ſieht neue Aus„ſichten; und leztere immer weiter ausſehen„der, als erſtere. Nirgends findet er dauerhaf„te Ruhe, nirgends das Ende ſeiner Laufbahn.

„Denn ſo bald er mit den erſten Bedürf„niſſen ſeines Lebens fertig iſt, fühlt er neue

„Be-

„Bedürfniſſe. Er ſchaut ſchon weiter um „ſich, wird vieles gewahr, und bald gelü„ſten ihn die neuen Gegenſtände. — —

„Der Menſch mag alſo in ſeinem Beſtre„ben nach Wohlſeyn ſo weit gehen als er „will, nimmermehr wird er das Ziel er„reichen. Jeder Grad der Glückſeligkeit „iſt für unſere Phantaſie und Begierden nur „ein feſter Punkt, den ſie nur brauchen, „um von da aus einen Schwung in die „Ferne zu nehmen. Sie ſind und ſtreben „immer weit vorwärts. An Ruhe, an „Aufhören iſt niemals zu gedenken; weil „das Feld ſich immer mehr eröffnet.

Ferd. „Ich muß bekennen, beſter Va„ter, daß dieſes gerade der Fall iſt, in wel„chem ich mich befinde. Meine Gedanken „und Wünſche gehen immer vorwärts, im„mer wünſche ich mir ein paar Jahre älter „zu ſeyn; und wenn ich eine Arbeit anfan„ge, berechne ich das Vergnügen, das ich „am Ende haben werde. Oft habe ich des „Morgens den Abend und heute den mor„genden Tag gewünſcht. Auch bin ich nie„mals

„mals in der gegenwärtigen Zeit, ſondern „immer in der Zukunſt.

Vat. „So wird dir's immer gehen, „mein Sohn; und ſo geht es allen Men„ſchen, die etwas Lebhaftigkeit in der Ein„bildung und in den Gefühlen haben.

Ferd. „Das iſt ſchlimm, denn dadurch „wird man niemals froh, niemals iſt man „ruhig, niemals genießt man, was man hat.

Vat. „Aber doch, was man wünſcht, „was man hofft. Wenn uns die Dinge „nicht erfreuen, ſo beluſtigen uns doch die „Projekte, die Anſtalten.

Ferd. „Doch nicht ganz: denn man be„ſinnt ſich doch, und dann denkt man, daß „man das noch nicht hat, was man wünſcht, „und daß man es wohl gar nicht erhalten „wird. Und dann iſt es doch immer ein „unruhiger Zuſtand des Gemüths.

Vat. „Der uns aber zur Arbeit und „Betriebſamkeit aufmuntert.

S. 163 ff.

Ferd. — — Ich ſah meine Blumen „ſchon in der Hoffnung; ich zählte ſie, ich „brach

„brach einige, ich band einen Strauß; „kurz, ich war ganz voll davon.

Vat. „Und ſind dir deine Blumen ſo „gut gerathen, als du hoffteſt?

Ferd. „Ja, und faſt über meine Hoff„nung, ob gleich ein paar ausgeblieben „ſind.

Vat. „Haſt du denn auch von deinen „Blumen alles Vergnügen gehabt, das „du dir verſpracheſt?

Ferd. „Ich war auſſer mir vor Freu„den, als ich ſie ſo gut gedeihen und ſchöne „Knoſpen anſezen ſah. Alle Tage gieng ich „einigemal in den Garten, um zu ſehen, „ob ſie nicht bald aufblühen würden. Die „erſte die ſich öffnete, machte mir unaus„ſprechliche Freude. Das war aber ſo „ziemlich das Ende meines Vergnügens. „Denn da nun die Flur in ihrer Vollkom„menheit daſtand, hatte ich mich bald ſatt „daran geſehen, und es vergiengen ganze „Tage, daß ich mit keinem Fuß in den „Garten kam."

Digitized by Google

Vat. „Nun mein Sohn, das wußte „ich ſchon, ehe ich's dir abfrug. Meine „Frage hatte nicht zur Abſicht, es zu er„fahren; ſondern dich auf dich ſelbſt auf„merkſam zu machen. Siehe mein Kind, „das iſt die Geſchichte deines ganzen Lebens, „die Geſchichte aller deiner Projekte und „Hoffnungen, die Geſchichte des ganzen „Menſchen-Geſchlechts."

S. 166.

Vat. — — „Mit einem Worte, das „Erwerben iſt uns angenehmer als der „Beſiz. Es wäre für den Menſchen das „gröſte Unglück, wenn man ihm gleich al„les gäbe, was er nur je denken und wünſchen „könnte, ſo daß ihm zu erwarten und zu „erwerben nichts mehr übrig bliebe. Er „wüßte nicht, was er anfangen ſollte.

„Man erzählt von Alexander, daß er „über die Eroberungen ſeines Vaters un„zufrieden war. Seine Mitzöglinge ſag„ten ihm, daß dieſes dereinſt das Seinige „ſeyn würde. „Was hilfts mir," ant„wortete er, „vieles zu beſizen, wenn ich

„nichts

„nichts zu thun habe?“ — „So ſind „alle Menſchen beſchaffen.“

„Das Erwerben alſo macht unſer Ver„gnügen, nicht der Beſiz. Niemals Ruhe, „beſtändig Thätigkeit. Eine Thätigkeit „ohne Ende, eine unaufhörliche Erzeu„gung; und niemals Genuß. Wozu das? „warum fodert uns der Schöpfer zu einer „ſolchen grenzenloſen Arbeitſamkeit auf, die „keinen Zweck hat? Immer nur Mittel; „nirgends Endabſicht!

„Man ſieht daraus, daß unſer Leben „kein Ganzes, ſondern nur ein Stück ei„nes gröſern Ganzen iſt; weil alle Abſich„ten in demſelben nichts weiter als Mittel „ſind, die uns immer zu andern Mitteln „führen.“

Selbſt **das Vergnügen**, das der Genuß **eines gegenwärtigen Gutes** erregt, **wird erhöht**, **wenn wir dabei zugleich die Vorſtellung eines künftigen haben**, vermindert hingegen, wo dieſe fehlt. Ich wenigſtens kann mich nicht enthalten, unter dem Genuß irgend eines ſinnlichen oder geiſtigen

Digitized by Google

Vergnügens, mich ſchnell zu beſinnen, ob mir nicht wieder eines in der Nähe bevorſteht, und finde ich es dann ſo, ſo wird dardurch immer das Gegenwärtige um einige Grade erhöht, die Freude wird lebhafter, der Geiſt heiterer, das Ende des gegenwärtigen Vergnügens, dem man ſonſt ſo ungern entgegen ſieht, weniger furchtbar, und auch beim Sinnlichen kommt in dieſem Fall der unangenehme Nachklang und die widrige Stimmung des Geiſtes, Symptome, die ſonſt gewöhnlich auf dergleichen Vergnügen zu folgen pflegen, nicht ſo leicht hinter drein.

Woher kommt nun dieſe unläugbare Erfahrung, und aus welchen pſychologiſchen Geſezen läßt ſie ſich am leichteſten erklären? Ich glaube, ſie hauptſächlich in zwo Urſachen zu finden.

Die erſte iſt wohl eine gewiſſe **Täuſchung**, dergleichen wir, oft ohne daß wir es wiſſen, gar nicht ſelten unterworfen ſind. Es kann geſchehen, daß wir öfters aus einem ganz andern Beweggrund handeln, als der iſt, den wir uns ſelbſt von unſrer Handlung angeben.

Ein

Ein anderer liegt dunkel, aber tief in unſerer Seele verborgen, deſſen wir uns nicht deutlich bewußt ſind, der aber doch die erſte, wiewol uns unbekannte Triebfeder unſers Handelns war, und gleichſam der Thätigkeit unſerer Seele den erſten Stos gab. Das ſchon oft gebrauchte Gleichnis von einer Reihe Billard-Kugeln paßt hieher vortreflich. Die erſte im Reihen bewegt zwar die zwote, dieſe die dritte, dieſe die vierte, und ſo fort, bis endlich die lezte, angeſtoſen von der vorlezten, ſich fortbewegt, weil ſie hinter ſich keinen Widerſtand mehr antrift, im Grund aber war doch die erſte Kugel die eigentliche und Haupturſache, warum die lezte ſich bewegte. So auch in unſerer Ideenreihe. Die erſte aufgewekte Idee wekt eine andere, dieſe eine dritte, dieſe wieder eine vierte u. ſ. w. bis endlich die Reihe an diejenige kommt, die uns zum Handeln zu beſtimmen ſcheint. Nun glauben wir nicht ſelten, dieſe lezte Idee ſey die eigentliche Urſache unſerer gegenwärtigen Handlung, da doch die erſte, die dieſe lezte erſt durch eine Reihe anderer aufregte, das

Haupt-

Hauptmotiv derſelbigen war; wir täuſchen uns alſo, indem wir den Beweggrund in der nächſten deutlichen Idee zu finden glauben, der doch in einer entferntern dunkeln lag. — Noch öfter täuſchen wir uns bei den Beweggründen der Handlungen anderer, oder bei den Urſachen auſſer uns vorfallender Begebenheiten, weil wir dort ihre Ideenreihe noch weniger verfolgen können, als bei uns ſelbſt, und hier die verſchiedenen Grund- und Mittel-Urſachen öfters zu ſehr in einander greiffen, als daß wir die erſte ſo leicht entdecken könnten.

Eine ſolche Täuſchung waltet nun auch hier bei dem überwiegend Angenehmen in der Erwartung und Zukunft vor. Wir glauben dieſes Vergnügen in einer paradiſiſchen Wonne, die wir uns von der Zukunft verſprechen, zu finden, und im Grunde liegt es in einer ganz andern Vorſtellung.

Es iſt ſehr gewöhnlich, und die Erfahrung beſtätigt es, daß dem ſo ſey, daß wir nur im Gegenwärtigen allein, das mit jeder angenehmen Lage verbundene Un-

an-

angenehme zu ſehen pflegen, und dieſes leztere öfters ſo deutlich, daß die Vorſtellung und Empfindung des Angenehmen dardurch verdunkelt oder gar unterdrükt wird: daher denn ſo wenige Menſchen mit ihrem gegenwärtigen Zuſtande zufrieden, und darinn vergnügt ſind.

Bei der Vorſtellung des **Vergangenen** oder Zukünftigen aber verhält ſich die Sache gerade umgekehrt. Nur gar zu gewöhnlich erinnert man ſich bei der Vergleichung des gegenwärtigen Zuſtandes mit dem vergangenen **nur des Angenehmen in dieſem, und vergißt das Unangenehme**, das zugleich damit verbunden war. Daher dann die häufige Klagen ſo vieler Menſchen, daß ſie in ihrer gegenwärtigen Lage, die ſie doch öfters ſelbſt ſuchten, nicht glücklicher, oder auch minder glücklich ſeien, als in der vorherigen. Ihr gegenwärtiger Zuſtand zeigt ſich ihnen von ſeiner angenehmen und unangenehmen Seite zugleich, von dem vergangenen haben ſie dieſe vergeſſen, und erinnern ſich nur noch jener. Daher kommt es dann, daß ihnen

die=

dieſer gegen jenen ein Paradis, und jener gegen dieſem eine Hölle ſcheint, unerachtet vielleicht jener noch vorzüglicher iſt, als dieſer.

So wie es nun in Anſehung des Vergangenen zu gehen pflegt, ſo geht es gemeiniglich auch mit der Zukunft. Haben wir Urſache, uns der Hoffnung eines künftigen Guten zu erfreuen, ſo mahlen wir in unſerer Vorſtellung dieſe Zukunft mit allen möglichen heiteren Farben aus, wir träumen uns ein Paradis, und ſehen nichts als Vergnügen und Wonne darinn. An das Unangenehme, oder minder angenehme, das etwa damit verbunden ſeyn könnte, denken wir nicht, oder wenn auch etwa ein Gedanke daran in unſerer Seele aufkeimen wollte, ſo iſt die Lebhaftigkeit der Freude über das künftige Gute Mittels genug, ihn wenigſtens keine Wurzeln ſchlagen zu laſſen. Daher kommt es dann, daß wann das gehoffte Gute endlich zum wirklichen Genuſſe erſcheint, wann das geträumte Paradis verſchwindet, wann neben dem Angenehmen auch das Unangenehme ſich zeigt, der Genuß ſelbſt, unerachtet vielleicht

das Angenehme dabei, für ſich, und getrennt von dem Unangenehmen, betrachtet, nicht geringer iſt, als man es ſich geträumt hatte, daß, ſage ich, der Genuß ſelbſt nicht mehr ſo angenehm iſt, als die Erwartung des Guten, ſo lang es noch künftig war.

Duſch macht hierüber in ſeinem **Karl Ferdiner** 1 Bd. 1 Th. im 28ſten Brief einige vortrefliche Bemerkungen, die ich um ihrer Vortreflichkeit willen hieher abſchreibe. **Ferdiner** ſchreibt an ſeinen Freund, **Eduards**:

„Die gröſte Summe, vielleicht der beſte „Theil der Vergnügen beſteht in dem, was „von einem Gute in Zukunft die Seele „durch Einbildungen voraus nimmt. Ach! „daß dagegen die Unzufriedenheit aus dem „auffallenden Mißverhältnis der wirklichen „Gröſe deſſelben gegen die idealiſche entſteht, und ſo meiſtens die eine die andere „vernichtet!

„Lieber Freund, ich habe manches über „menſchliche Erwartungen und Glückſeligkeit gedacht; und da ſcheint mirs, daß die „Wolluſt des Vorgenuſſes unſer beſchiede-

„ner

„ner Theil, und unſer Alles ſeyn ſollte. O! „wenn die dienſtfertige Einbildung, dieſe „angenehme Betrügerin, den entfernten Ge„genſtand, wornach unſere Wünſche ſtre„ben, der Seele ſo verſchönert und ſo auf „alle Seiten gewendet zum Beſchauen und „Genieſſen vorhält, welch Gefühl der „Wonne fließt durch den ganzen Menſchen! „Könnten wir dann zu rechter Zeit aufhö„ren, vergeſſen, uns ſelbſt ſagen: izt habe „ich meinen Theil dahin! und nun wieder „gleichgültig uns dem Gegenſtande ſelbſt „nähern; vielleicht bliebe noch Vergnügen „in dem Genuſſe deſſelben. Aber daß in „eben dieſem Vorſchmack Erwartung und „Begierde immer nothwendig wachſen, daß „wir das entfernte Gut dann erſt mit un„ſern wärmſten Neigungen umſchlingen, „und am innigſten ans Herz drücken, wenn „wir voll ſind von glühenden hohen Vorſtel„lungen, die über alle Grenzen der Gröſe, über „alle Einſchränkung irdiſcher Schönheit ſo „weit hinausgehen, alle Nerven des Gefühls „überſpannen, ach! wie uns das jeden Ge-

gen-

„genſtand in der Welt unter alles Verhält-
„nis gegen unſere Erwartung verkleinern,
„alle Freude des folgenden Genuſſes zer-
„nichten, und am Ende in Verdruß über
„fehlgeſchlagene Hoffnungen auflöſen!“

Auch ſeine eigene Erfahrung hierüber, die Ferdiner nun anführt, iſt als Belege zu dieſen Bemerkungen merkwürdig. Er fährt fort:

„Als ich Färmbüll im Geſichte hatte, lie-
„ber Freund, wie zitterte mirs durch alle
„Glieder! Aus tauſend ſchönen Umſtänden
„ſezte die Phantaſey mir die Vorſtellung
„des Empfangs zuſammen. Herz und
„Seele weidete ſich an der Reihe von Bil-
„dern, worinn ich dem natürlichen Lauffe
„der Dinge dieſen Auftritt, ich möchte
„wohl ſagen, vorgezeichnet hatte. Ich
„ſahe **Julien** gerade in dem Augenblicke,
„als ich auf den Hofritt, an die Thür
„kommen! Da ſtand ſie, o! wie täuſchend
„dargeſtellt! — Zweifelhaft, welchen Be-
„ſuch ſie erwarten ſollte, ſchaute ſie mit

„ahnender Neubegierde herab, um ſich
„durchs Geſicht zu belehren, warum ihr
„Herz ſo unruhig klopfte? Erkannte mich,
„und machte ſchon, von plözlicher Freude
„überraſcht, eine eilige Bewegung, als
„wollte ſie die Stuffen herunter und mir
„entgegen, als ſie ſich vermuthlich ihres
„Geſchlechts erinnernd, und der Schicklich=
„keit, die es fordert, diſſeits der Schwelle
„vorn auf der oberſten Stuffe ſtehen blieb,
„meinen Grus mit derjenigen Neigung des
„Leibes beantwortete, über deren Bedeu=
„tung uns nichts verſtändigen kann, als
„eigenes antwortendes Gefühl; mit ſo ſicht=
„barer Ungedult wartete, mich endlich mit
„ſolchen Zeichen der Freude empfieng, mit
„ſo einem durchſchauenden, dann auf die
„Erde ſinkenden Blicke, dem die aufge=
„hende Röthe der ſchönen Wangen die völ=
„lige Bedeutungskraft gab; ſich ſo ſehr
„wunderte, ſo mich bedauerte, mit ſo leb=
„hafter Wißbegierde fragte, und mit ſo
„viel Ahnung der Wahrheit, wie ich mich
„entſchlieſſen können, zu ſolcher Zeit, in
„ſol=

„ſolchem Wetter, auf ſolchen Wegen —
„Lieber, wie könnt ich ihnen die ganze Rei-
„he von ſchönen Träumen wiederholen,
„wodurch ich hingeſchwärmt hatte.“

„Als ich durchs Pforthaus kam, o! wie „war alles ganz anders! Auf dem Hofe „lebloſe Stille! Die Thür verſchloſſen! „Auf der Schwelle keine Julie! Nicht eine „einzige intereſſante Perſon in der Nähe „oder Ferne, den Contraſt unter Ideal und „Wirklichkeit etwas ſanfter und weniger „hart abſtechend zu machen. Dieſe Härte „des Widerſpiels zerrüttete mein ganzes „Ideenſyſtem, und brachte mich völlig aus „der guten Laune! Ich ſtieg, lachen muß „ich über mich ſelbſt! langſam ſtieg ich „vom Pferde, als wollt ich dem ſaumſeli- „gen Gange der Dinge mehr Zeit laſſen, „alle Umſtände ſo zuſammen zu ordnen, „wie ich ſie mir gedichtet hatte. Aber ob- „gleich mancher Blick nach dem Hauſe fiel, „dennoch erſchien keine Julie.“ — — —

Die andere Urſache, welcher wir das Angenehme in der Erwartung und Zukunft zu

danken haben, iſt der Trieb nach neuen Vorſtellungen und Empfindungen. Es iſt nicht nöthig, über dieſen Trieb hier weitläufig zu kommentiren, ſeine Wirkungen ſind in einigen dieſer Abhandlungen ſchon hinlänglich gezeigt worden. Ich füge daher zur Erklärung, in wie fern er Urſache des Angenehmen in der Erwartung und Zukunft ſeyn könne, nur noch folgendes bei. Er läßt der Thätigkeit der Seele freien Raum, bei den Vorſtellungen von der Zukunft kann ſich die Seele denken, was und wie ſie will, weil ſie nicht, wie bei der Gegenwart, durch die Ideen, welche ihr dieſe angibt, eingeſchränkt wird: freie Thätigkeit der Seele iſt aber immer angenehm, daher das Vergnügen in der Erwartung. Er hat aber, wie alle menſchliche Triebe, die Eigenſchaft, daß er nach der Befriedigung aufhört, angenehm zu ſeyn, daher das überwiegend Angenehme in der Erwartung vor der Gegenwart, und das öfters Unangenehme oder minder Angenehme in der lange gehofften Gegenwart, wann ſie nun zum wirklichen Genuſſe erſcheint.

Es iſt auch bei dieſem Triebe nicht nöthig, daß wir die neue Vorſtellungen oder Empfindungen auf dem Wege der **Ueberraſchung** erhalten. Im Gegentheil lehrt vielmehr die Erfahrung, daß Ueberraſchung, wenn ihr Gefährte auch etwas ſehr angenehmes iſt, doch nicht ſo viel, wenigſtens nicht ſo dauerhaftes Vergnügen verurſacht, als die Erwartung und Hoffnung, beſonders wenn ſie ſicher, und von unfehlbarem Erfolge iſt. Der Trieb nach neuen Vorſtellungen und Empfindungen erfordert, um ſich in ſeiner ganzen Wirkſamkeit zu zeigen, nur etwas **unbekanntes**, etwas noch nie, oder noch nicht oft, oder lange nicht mehr genoſſenes, etwas entferntes, das uns zwar der Hauptſache nach, nur aber nicht nach allen Theilen bekannt, oder zwar theoretiſch bekannt, aber noch nicht von uns empfunden ſeyn darf, und diß iſt bei der Erwartung gröſtentheils der Fall.

Es iſt übrigens ſehr nöthig, ſich den angenehmen Vorſtellungen von der Zukunft nie allzuſehr zu überlaſſen, weil es öfters geſchieht, daß, wenn die Erwartung fehl ſchlägt, die

Seele in einen Mißmuth verſinkt, der ihr auch die Gegenwart gänzlich verbittert, oder, wenn auch die Hoffnung gewis iſt, die Seele alsdann nur in der Zukunft lebt, und webt, und deswegen mit der Gegenwart doch nie zufrieden iſt, wenigſtens die Weisheit entweder nie lernt, oder wieder vergißt, gegenwärtiges Glück wirklich und nach ſeinem ganzen Umfang zu erkennen und zu empfinden.

VIII. Ueber

VIII.

Ueber eine
beſondere lächerliche Art
des
Nachahmungstriebes.

Digitized by Google

VIII.

Ueber eine beſondere lächerliche Art des Nachahmungstriebes.

Einer der wohlthätigſten Triebe für die Veredlung unſerer Seele iſt der vom Schöpfer uns eingepflanzte Trieb der Nachahmung. Durch ihn, verbunden mit der Vernunft, wodurch er ſo weit über den ähnlichen der Affen erhaben iſt, werden wir zu den Geſchäfften des Lebens tüchtig, durch ihn lernen wir unſere Kräfte kennen und üben, durch ihn lernen wir alle die ad eſſe und bene eſſe erforderlichen Künſte, Geſchicklichkeiten und Fertigkeiten, er giebt unſerer Seele gleichſam den erſten Stos zur Thätigkeit. — Daher denn auch die Allgemeinheit deſſelben unter allen Menſchen, Geſchlechtern und Altern.

Digitized by Google

Alle Völker, ſo viel wir ihrer kennen, üben ihn tagtäglich, das Kind äuſſert ihn am ſtärkſten, weniger der Jüngling, noch ſchwächer der Mann, aber auch beim Greiſe erlöſcht er nicht ganz. Das Kind ahmt alles nach, was es Erwachſene und Kinder thun ſieht, ſo weit ſeine Kräfte reichen; und es entſpringt daher aus dieſem Triebe der erſte Hauptgrundſaz einer vernünftigen Erziehung. Der Jüngling und Mann mäſigen ihn nur in ſo fern, als ſie vorher den Nuzen der nachzuahmenden Sache mehr als das Kind überlegen, ehe ſie nachahmen: aber den Grund ihrer meiſten Beſchäfftigungen müſſen ſie doch auf dieſen Trieb bauen. — Auch der Unterſchied der Geſchlechter macht hier keine Verſchiedenheit. Wo er bei Jünglingen und Männern in ihren Geſchäfften ſich äuſſert, da zeigt er ſich bei Weibern und Mädchen vornehmlich auch in Nachahmung der Modetändeleien. Mode überhaupt und ihre baldige Allgemeinheit und weit ausgebreitete Herrſchaft iſt einer der ſtärkſten Beweiſe für die Allgemeinheit des Triebes der Nachahmung.

Doch

Digitized by Google

Doch es bedarf dieſes alles auch wirklich keiner weitläufigen Beweiſe.

So wie aber jeder menſchliche Trieb auch zuweilen ausartet, ſo finden wir es auch bei dem Triebe der Nachahmung auf mannichfaltige Art. Eine beſonders **lächerliche Verirrung** deſſelben anzuführen, iſt die Abſicht der gegenwärtigen Abhandlung.

Man bemerkt nemlich an manchen Leuten, daß ſie gewiſſe Kleinigkeiten ſelbſt auch Schwachheiten groſer, in vielem Anſehen ſtehender Männer ſo ängſtlich nachahmen, als ob es Wunder welche groſe Eigenſchaften wären. So kannte ich z. B. einſt einen jungen Mann, der einen gewiſſen angeſehenen Profeſſor ſo ängſtlich in Kleinigkeiten nachahmte, daß er ſich ſeine Art zu lachen, zu huſten, zu ſprechen, mit der eifrigſten Nachahmungsbegierde angewöhnte, ſeine Bücher nach eben dem Schnitt und in eben der Form binden ließ, ſelbſt auch die nemliche Farbe der Futterleinwand für ſeinen Huth wählte, wie jener. Man ſah dabei das Gezwungene und Aengſtliche ſo ſehr, und dieſe

ſichtbare Veränderung in ſeinem äuſſerlichen Betragen ſtimmte ſo ſehr mit der Zeit überein, in welcher er jenen Mann kennen lernte, daß es nur allzuauffallend, und allzuleicht war, den Grund dieſer ſonderbaren Veränderung zu entdecken. Und dergleichen Beiſpiele, bald mehr, bald minder auffallende, habe ich ſchon öfters theils ſelbſt geſehen, theils von andern gehört.

Woher kommt nun dieſe lächerliche Ausartung des Nachahmungstriebes, und aus welchen pſychologiſchen Geſezen läßt ſie ſich am beſten erklären?

Die Ehrbegierde hat wohl den gröſten Antheil daran. Einem groſen Manne ähnlich zu ſeyn oder zu werden, reizt immer den Ehrgeiz: denn den Ruhm und das Anſehen, worinn der groſe Mann ſteht, erreicht der auch, der ihm wirklich ähnlich iſt. Daher kommt es dann, daß ſolche Leute, um zu eben dem Anſehen und Ruhm zu gelangen, wie jene groſe Männer, auch alles thun, wodurch ſie ihnen ähnlich werden können, und deswegen auch alles an ihnen, ſo viel ſie können, nachahmen.

Darzu kommt ein gewiſſer Trugſchluß, vom Aeuſſerlichen aufs Innere, den man bei dieſer lächerlichen Nachahmung gewöhnlich macht. Das Aeuſſerliche fällt auch bei dem groſen Manne mehr in die Augen, wird leichter und ſchneller entdeckt, und früher von mehreren Menſchen beobachtet, als die innere Vorzüge des Geiſtes. Nach und nach bemerkt man zwar auch dieſe, aber ſpäter, und verzeiht um derſelben willen einige beigemiſchte Schwachheiten im Aeuſſerlichen gern. — Vielmehr geſchieht es leicht, daß nun, um der innern Vorzüge willen, auch ſolche Eigenheiten im Aeuſſerlichen, wenn es auch wirkliche Mängel und Schwachheiten ſind, ſelbſt als weſentliche Eigenſchaften des groſen Geiſtes angeſehen, und für unzertrennlich von ihm gehalten werden. Daraus folgt dann nun leicht, warum ſolche Menſchen, die vor Begierde brennen, einem gewiſſen groſen Manne ähnlich zu werden, auch die geringſte Kleinigkeiten, Eigenheiten und Schwachheiten an ihm, und dieſe nicht ſelten zuerſt vor den innern Vorzügen ſo ängſtlich nachahmen. Es koſtet fürs

fürs erſte weniger Mühe, äuſſerliche Kleinigkeiten groſer Männer nachzuahmen, als ſich ihre innere Vorzüge eigen zu machen; und dann, weil jene immer eher als dieſe in die Augen fallen, ſo glaubt dieſe Art des ſervi pecoris imitatorum durch einen freilich höchſt übereilten Trugſchluß, es falle durch die Nachahmung ſolcher Kleinigkeiten von dem Glanz ihrer Originale etwas auf ſie zurük, und man ſchlieſſe, weil dieſes öfters wirklich geſchieht, bei ihnen leicht vom Aeuſſern aufs Innere, die Welt müſſe alſo denken, daß ſie den groſen Männern, deren Kopien ſie ſind, wirklich auch im Weſentlichen ähnlich ſeyen; und ſo wie ihre äuſſere Eigenheiten, auch ihre innere Vorzüge beſizen. Dazu kommt noch, daß dieſer, obſchon wirklich vorhandene, Trugſchluß doch meiſtens nur dunkel ſich in ihrer Seele erzeugt, und ſie daher nicht nur die Welt glauben machen wollen, als ob ſie mit den äuſſern Eigenheiten auch die inneren Vorzüge ihrer Originale verbänden, ſondern ſelbſt in dem Wahne ſtehen, dieſe Nachahmung ſey wenigſtens der erſte Schritt zur gänzlichen

Aehn=

Aehnlichkeit mit dem nachgeahmten groſen Manne.

Auch verſchlägt es nichts, daß man dieſe lächerliche Nachahmungsbegierde auch öfters bei wirklich denkenden Köpfen antrifft. Dieſe Erfahrung iſt unläugbar, und eben der junge Mann, den ich oben zum Beiſpiel einer ſolchen Nachahmungsbegierde anführte, war im übrigen wirklich ein denkender Kopf, hatte unſtreitig wirklich innere Vorzüge, und wäre ohne dieſe Schwachheit wirklich ein Verdienſtvoller junger Mann geweſen; allein ich ſage, dieſes verſchlägt nichts, denn wo iſt auch unter den gröſten Geiſtern unſers oder vergangener oder künftiger Zeitalter derjenige, deſſen Licht nicht auch durch einige beigemiſchte Schwachheiten in etwas verdunkelt würde, und der nicht auch zuweilen ſich zu Trugſchlüſſen verleiten lieſſe? Er müßte nicht Menſch ſeyn, wenn ihm nicht auch je und je dergleichen etwas widerfahren ſollte.

Aber Schwachheit, lächerliche Schwachheit iſts immer, und gereinigtere Begriffe können und müſſen endlich dieſen Trieb ſchwä-

ſchwächen, und in ſeine gehörige Schranken zurück leiten. Je mehr der Verſtand ausgebildet, je mehr der Kopf zum Denken gewöhnt wird, je mehr gute logikaliſche Anlage er bekommt, und je mehr er mit gründlichen Kenntniſſen angefüllt wird, deſto geringer wird die Gefahr, Trugſchlüſſe zu begehen, und deſto ſchwächer auch dieſe lächerliche Art des Nachahmungstriebes werden, ſo daß endlich eben derjenige, der vorher mit der gröſten Aengſtlichkeit und eifrigſten Bemühung dergleichen Kleinigkeiten nachahmte, zulezt ſelbſt über ſich lacht, wenn einmal das obige bei ihm in Richtigkeit iſt. — Uebrigens iſt es ſehr nöthig, dieſe Nachahmungsbegierde durch Ausbildung und Bereicherung des Verſtandes zu ſchwächen: denn ſie macht den Menſchen, der ſich ihr ergibt, in den Augen jedes Vernünftigen äuſſerſt lächerlich, und benimmt ihm vieles von der Achtung, die ihm wegen ſeiner Verdienſte, wenn er dergleichen hat, ſonſt wirklich gebührte, ſtellt aber, wenn er dabei keine Verdienſte beſizt, ſeine Thorheit nur in ein deſto helleres Licht.

IX. Ueber

IX.

Ueber eine beſondere Ausartung der Ehrbegierde.

D

Digitized by Google

IX.

Ueber eine beſondere Ausartung der Ehrbegierde.

So nüzlich und edel, als der in der vorhergehenden Abhandlung genannte Trieb der Nachahmung, iſt auch der Trieb der Ehrbegierde, ſo lange er unverfälſcht bleibt, und in ſeinen gehörigen Schranken gehalten wird.

Streben nach **innerm Beifall** des Herzens, nach dem Bewußtſeyn edelvollbrachter Handlungen, Gefühl eigener Würde, edler Stolz auf ſchon vollbrachte gute Thaten, brennende Begierde nach Gelegenheit zu mehreren, Freude, wann unſer Herz uns ſagt: du haſt edel gehandelt, ſind lauter Eigenſchaften, die nicht nur an ſich untadelhaft, ſondern auch

 zur

Digitized by Google

zur Veredlung unſers Geiſtes ſehr nüzlich ſind. Denn durch all dieſe Dinge wird eigentlich erſt das Streben nach rechtſchaffenen Handlungen aufgeregt und befördert, und die wirkliche Vollbringung auch unter Schwierigkeiten angenehm und ſüs.

Aber ſelbſt auch die **Begierde nach Lob und Beifall** von auſſen iſt ihrem erſten Urſprung nach nicht verwerflich. Zu wiſſen, daß auch die Welt es billigt, was wir thun, ſich Ruhm und Ehre von gewiſſen Handlungen öffentlich verſprechen zu können, reizt immer ſo ſehr, und in gewiſſer Art noch mehr als innerer Beifall, zur Vollbringung ſolcher Thaten, und iſt beſonders da, wo nur gute Handlungen Ruhm und Ehre erwarten dürfen, ein ſehr ſtarker Sporn, ſich in dergleichen hervorzuthun, und hilft auf dieſe Art leicht zu einer Fertigkeit darinn, mithin zur Tugend.

Keiner unter allen menſchlichen Trieben aber artet wol leichter aus, als eben der Ehrtrieb, man mag ihn nach ſeinen verſchiedenen Ausſchweifungen ſelbſt, wenn er in

Digitized by Google

Ehrgeiz, Ruhmſucht, Hochmuth und Eitelkeit ausartet, oder nach den Gegenſtänden betrachten, auf die er ſich wirſt. Zum Endzweck der gegenwärtigen Abhandlung gehört hauptſächlich diejenige Ausartung, wenn man **Ehre in ſchändlichen Dingen ſucht.** Es iſt dem erſten Anſchein nach unbegreiflich, und unſere ganze Natur empört ſich dagegen, wenn man, beſonders auf Univerſitäten und im Soldatenſtande, ganze Schaaren von Jünglingen ſieht, die ſich in den ſchändlichſten und nichtswürdigſten Dingen gleichſam herumwälzen, und ſolche Handlungen nicht etwa heimlich und im Verborgenen begehen, ſondern in öffentlicher Ausübung ſolcher Dinge, vor denen eine geſunde Vernunft zurükbebt, Ruhm und Ehre ſuchen. Schande iſt's für die Menſchheit, daß der Name eines Renommiſten, das heißt eines Menſchen, der es im Balgen, Raufen und in den Laſtern der Unzucht, der Völlerei, des Betrugs, bis zur unſeligen Fertigkeit gebracht hat, unter manchen Geſellſchaften ehrwürdig iſt. — So iſt ferner der Duell, einer der gröſten Schandflecke ge-

ſunder menſchlicher Vernunſt, nach und nach zu einem ſolchen Anſehen gelangt, daß ſeinen Gegner auf die Klinge fordern, auf die Ausforderung erſcheinen, mit deſſen Blute entweder ſeinen Degen und ſeine Seele zugleich beflecken, oder mit ſeinem eigenen Blut eine laſterhafte Seele um einer Kleinigkeit willen aushauchen für Thaten gehalten werden, denen Ehrenſäulen gebühren, und derjenige, der aus Grundſäzen einer gereinigteren Vernunſt damit nicht übereinſtimmt, und ſie nicht nachahmen will, für eine feige Memme, und aller öffentlichen Achtung für unwürdig erklärt wird. — Und die Grauſamkeiten des Krieges, in welcher Achtung ſtehen ſie nicht, aller ihrer Abſcheulichkeit ungeachtet! Der Held, der tauſende unglücklich, und nicht einen glücklich gemacht hat, bekommt doch, und nur um ſo mehr den Zunamen des Groſen. Menſchen, über die das Blut und die Kinder vieler tauſend Erſchlagenen um Rache ſchreien, erbeuten Ruhm und Achtung, die man dem Straſenräuber, der vielleicht nur wenige unglücklich machte, verſagt, weil jene geſezmäſig

zu

zu morden ſchienen, indeß dieſer widergeſez-lich raubte und ſchlug. Ein auffallendes Bei-ſpiel davon iſt Alexander mit dem Beinamen: **Der Groſe!** Dieſe ſonderbare Erſchei-nung, beſonders die erſte unter den angeführ-ten dreierlei Arten von Ausartung der Ehrbe-gierde, ligt nun doch, ſo widerſinniſch ſie auch ſcheint, und wirklich iſt, in den Grundgeſezen der menſchlichen Seele, und in dem Urbegriff von Ehre. Doch wirken dabei, um dieſe Erſcheinung hervorzubringen, mehrere Urſa-chen miteinander. Ich muß aber bei der Aus-einanderſezung dieſer Urſachen vorausſchicken, daß ich mich hier nur allein auf die erſte an-geführte Ausartung einſchränke, wenn man nemlich Ehre in wirklich allgemein als ſchänd-lich anerkannten Dingen ſucht.

Hier glaube ich nun eine Urſache dieſer Ausartung vornemlich **in einem im Jüng-linge flammenden wilden und ungeſtüm-men Feuer** zu finden. Das raſch dahin wallende Blut, die im höchſten Grad aufge-weckte Lebensgeiſter, der geringe Vorrath von Erfahrung, diß alles reizt den Jüngling ſo

leicht zu mancher unbeſonnenen Handlung, die er nachher ſelbſt bei kälterem Blute, bei minderer Lebhaftigkeit, bei ruhigerem Temperamente und gröſerer Erfahrung, als unbeſonnen und ſchändlich bereut, verabſcheut, verachtet. Nun lehrt die Erfahrung, daß es meiſtens Jünglinge ſind, die ſich der genannten Ausartung der Ehrbegierde ſchuldig zu machen pflegen, Jünglinge im erſten aufbrauſenden Feuer der Leidenſchaften, bei ihrem erſten Eintritt in die Welt, in dem Gefühl einer gewiſſen vorher eingeſchränkteren Freiheit. Freilich währt auch dieſe tolle Ehrbegierde bei manchem länger, als man ſeinem Alter nach denken ſollte: aber bei manchem braußt auch das Feuer der Jugend länger, als bei einem andern. Es iſt alſo eine der wahrſcheinlichſten Urſachen, daß dieſe Ehrbegierde aus wildem Jünglingsfeuer entſteht.

Der Jüngling iſt immer zu groſen, wenigſtens zu auszeichnenden Thaten aufgelegt: und daraus folgt nun eine zwote Urſache, die es begreiflich macht, wie ſelbſt ſchändliche Dinge Gegenſtände der Ehrbegierde werden kön-

können. Dieſe iſt nemlich das Schwere und Ungewöhnliche groſer Laſterthaten. So viel Anſtrengung, ſo viel Verläugnung, ſo viel Mühe und Arbeit zur Ausübung groſer Tugenden erfordert wird, ſo viel koſtet es auch, groſe Laſter und Ausſchweiſungen zu begehen. Weder zu jenem, noch zu dieſem iſt jeder gleich aufgelegt. Die Begehung groſer Laſter erfordert eine gewiſſe Verläugnung und Erſtickung des moraliſchen Gefühls, die wahrlich im Anfange wenigſtens ſo viele Mühe koſtet, als die Verläugnung und Erſtickung überwiegender Sinnlichkeit bei der Gewöhnung zur Tugend. Sie erfordert Muth, ſich über gewiſſe Begriffe von Recht und Unrecht, von Wohlanſtändigkeit und Schändlichkeit hinwegzuſezen, und ſie als unnüze Vorurtheile anzuſehen. Sie erfodert eine gewiſſe Gröſe des Geiſtes, die in allem, was ein ſolcher Menſch thut, auſſerordentlich iſt. Denn wer nicht zu groſen Tugenden fähig iſt, iſt es auch nicht zu groſen Laſtern, und umgekehrt. Daher die nicht ſeltene Beiſpiele, daß ein ſehr laſterhafter Menſch, wenn einmal ſeine Seele,

einen Stos auf eine edlere Bahn erhalten hatte, nun eben ſo groß in der Tugend wurde, als er es vorher im Laſter war; und im Gegentheil ein Menſch, der vorher Tugend in hohem Grade beſeſſen und ausgeübt hatte, wenn er durch eine unglückliche Verſtimmung ſeiner Seele auf die Bahn des Laſters abglitt, darinn nun eben ſo ausſchweifend ward, als vorher ſeine Tugend ſich über die Grenzen gewöhnlicher Gröſe erhoben hatte. — So gehört auch zum Duell und zur Erlangung des Kriegsruhms eine gewiſſe seltene ſtoiſche Unempfindlichkeit, eine gewiſſe Verachtung des Todes und Verläugnung der natürlichen Liebe zum Leben, die auch gemeinen Seelen nicht eigen iſt.

Groſe ausgezeichnete Laſter ſind ferner eben ſo ungewöhnlich und ſelten, als groſe Tugenden. Man findet ſo ſelten einen Cartouche, Lips Tullian, Nero, als einen Sokrates, Markus Aurelius und Titus Veſpaſianus. Alles Ungewöhnliche aber reizt zur Nachahmung. Daher kommt es dann, daß dieſes, verbunden mit dem Schweren groſer

Laſter die Begehung derſelben endlich zu einem Gegenſtande der Ehrbegierde macht. Man hält dieſelbige für Anzeigen eines groſen Geiſtes, eines ungewöhnlichen Muths, einer ausgezeichneten Stärke und Ausdaurung der Leibes- und Seelenkräfte, und wer ſollte nun im Beſiz ſolcher Dinge nicht Ehre ſuchen? Man misdeute mir übrigens — um gewiſſer Leute willen muß ich diß noch beiſezen — dieſe Erklärung nicht. Gott bewahre mich, daß ich dardurch jener tollen Ausartung der Ehrbegierde das Wort reden wollte. Dieſe Erklärung ſoll nur zeigen, wie und warum der menſchliche Geiſt ſo weit ſinken könne, im Laſter Ehre zu ſuchen: es wird aber unten deutlicher werden, was eine ſolche Ehrbegierde iſt, wie wenig ſie mit wahrer Ehre und wirklicher Geiſteskraft und Gröſe übereinſtimmt, und daß offenbar die gemachten Schlüſſe, die zwar wirklich der Grund derſelbigen ſind, nichts anders als Trugſchlüſſe heiſſen können.

Ganz hinlänglich iſt aber freilich die angeführte Beobachtung zur Erklärung dieſer Erſcheinung nicht. Denn man kann dabei

immer

immer noch einwenden: Warum verfällt aber der groſe Kopf nicht eher auf vorzügliche Tugenden, als auf ausgezeichnete Laſter? warum übt er nicht ſeine Kräfte vielmehr an jenen, und ſucht in ihnen ſeine Ehre? Warum ſind es gerade Laſter, auf die er verfällt, und die er zum Gegenſtand ſeiner Ehrbegierde macht? Es müſſen daher, um diß zu erklären, noch andere mitwirkende Mittelurſachen zu Hülfe genommen werden.

Und von dieſen liegt, wie mir dünkt, eine in **Geſellſchaft und Beiſpiel.** Der Jüngling mit dem wilden Feuer ſeiner Jugend kommt in Geſellſchaften, wo er von verübten Laſterthaten als von Ehrenzeichen ſprechen höret, wo die Ehrbegierde aus ſchändlichen Dingen zum herrſchenden Tone geworden iſt; er ſieht ſo manche Beiſpiele um ſich her, wie andere ſeines gleichen nach dergleichen Thaten ſtreben und ringen, und die Kennzeichen davon als Trophäen herumtragen; er ſieht, daß er verlacht wird, wenn er ſich vor einer ſolchen tollen Ehrbegierde entſezt, hingegen Ruhm und Ehre erwerben kann, wenn er

mit macht; er fängt alſo an, ſein moraliſches Gefühl zu betäuben, erſtickt es endlich ganz; und iſt er dabei ein wirklich fähiger Kopf, und von ſehr lebhaftem Temperament, ſo pouſſirt er ſich im Laſter immer weiter, ſucht Ehre darinn, und wird in demſelben endlich ſo groß, als er ſeinen Fähigkeiten nach unter andern Umſtänden in der Tugend hätte werden können. — Aber, höre ich wieder einen Einwurf, wie kamen denn die Verführer dazu, Ehre im Laſter zu ſuchen? Sie waren ſelbſt auch Verführte. Wohl! aber kann das ins Unendliche ſo fortgehen? Man muß doch endlich auf einen Verführer kommen, der nur Verführer, nie der Verführte war. Alſo wie kam dieſer auf den Abweg, ſeine Ehrbegierde auf ſchändliche Dinge zu richten. Zur Beantwortung dieſes Einwurfes muß ich wieder auf die erſte Erklärung dieſer Erſcheinung mich berufen, wo ich bewieſen habe, daß der Grund davon gewiſſermaſen in der menſchlichen Seele ſelbſt liegt. Zu dem iſt es leicht möglich, daß die Seele eines ſolchen Menſchen, der Verführer ward, ohne je der Ver-

führte

führte geweſen zu ſeyn, durch irgend einen Zufall, — wir haben dieſes unphiloſophiſche Wort doch immer noch nöthig, um etwas Ungewiſſes oder Unbeſtimmtes auszudrücken, — dieſe unglückliche Stimmung, dieſen Misklang einmal erhielt. Wie man denn dergleichen Beiſpiele immer erleben kann, daß ein Menſch vom beſten Herzen und dem fähigſten Kopfe durch ganz unbedeutend ſcheinende Umſtände eine ſolche verkehrte Seelenſtimmung erhielt, die auf ſein ganzes Leben Einfluß hatte, und ihn, je gröſer ſeine Geiſtesanlagen und je beſſer oder vielmehr je weicher ſein Herz iſt, deſto leichter zu Ausſchweifungen fortriß; welcher Mißklang der Seele nun durch ihn auch andern mitgetheilt, und ſo endlich auf ganze Generationen fortgepflanzt werden konnte. f)

Eine dritte mitwirkende Urſache dieſer unſeligen Ausartung der Ehrbegierde mag wohl auch das *nitimur in vetitum* ſeyn. Den Grund dieſer Neigung zum Verbotenen will ich hier nicht un-

f) Man findet davon merkwürdige Beweiſe in dem Leben Anton Reiſers.

unterſuchen, weil ihr eine eigene Abhandlung in dieſen Materialien gewidmet iſt, die Erfahrung aber ſelbſt bürgt für das Daſeyn dieſer Neigung, und es iſt alſo wohl nicht zu zweifeln, daß ſie auch ihren Einfluß in die Erſcheinung, die der Gegenſtand dieſer Abhandlung iſt, habe. Der Jüngling, auf den dieſe Neigung, ſo wie alle Neigungen und Triebe überhaupt, mit ihrer ganzen Stärke wirkt, drängt ſich mit Ungeſtümm zur Ausübung einer That, von der er weis, daß ſie unerlaubt iſt, und geräth auf dieſe Art leicht auf die genannten Abwege, er freut ſich alsdann, das nitimur in vetitum befriedigt zu haben, und daher kommt es dann, daß er zulezt Ehre darinnen ſucht.

Endlich liegen dabei auch **Vorurtheile**, die Quelle ſo mancher Thorheiten, g) zum Grund. Es trifft dieſes beſonders beim Duell und der Kriegsgrauſamkeit ein. Das Vorurtheil von Ehre, das den Begriff von wahrer

g) Man ſchlage darüber die leſenswürdige Abhandlung in Herrn Prof. Abels Sammlung und Erkl. ꝛc. 2. Th. nach.

rer Ehre mit dem von falſcher vermengt, ſcheint den Duell dardurch nothwendig zu machen, und ihn zu einem würdigen Gegenſtand der Ehrbegierde zu erheben. Man glaubt, entweder einen Angriff der Ehre durch nichts als durch ſein eigenes, oder durch das Blut des Gegners abwiſchen zu können, oder ſeine Ehre zu beflecken, wenn man die Herausforderung des Gegners nicht annimmt. Nun iſt es ſehr bekannt, wie bald und allgemein Vorurtheile um ſich greiffen, und wie groß und ſtark ihre Macht iſt. Es iſt daher kein Wunder, wenn auch ſonſt vernünftige Menſchen zulezt denſelben unterliegen, und eben darinn Ehre ſuchen, was ihnen, wären ſie vom Vorurtheil nicht eingenommen, ſonſt Tollheit und Schande ſcheinen würde.

Aus dieſen Beobachtungen nun, läßt ſich, glaube ich, die angeführte Erſcheinung am beſten erklären: doch berufe ich mich dabei immer wieder auf die Vorrede zu dieſem Buch, wo ich ſagte, daß ich eigentlich mehr nur anzeigen als erklären wollte.

Digitized by Google

So gewis ſich aber dieſe Ausartung der Ehrbegierde aus den Geſezen der menſchlichen Seele erklären läßt, ſo gewis iſt ſie dabei doch eine **Verſtimmung der Seele**, es iſt immer ein ſchändlicher Abweg, worauf der Ehrtrieb darburch geleitet wird, es iſt ein verabſcheuungswürdiger Misbrauch dieſes urſprünglich ſo edlen und nüzlichen Triebes.

Da ſich aber dieſe Ausartung, wie oben ſchon bemerkt worden iſt, hauptſächlich bei ſolchen Menſchen äuſſert, die unter andern Umſtänden eben ſo zu groſen Tugenden fähig und aufgelegt wären, als ſie es jezt zu groſen Laſtern ſind: ſo kann dieſer Trieb auch wirklich durch Verſezung in eine andere Lage in ſeine gehörige Schranken zurükgeleitet werden. **Ausbildung des Verſtandes und Gewöhnung an gute moraliſche Grundſäze** werden die Ausartung ſchwächen und hemmen, werden die falſchen Begriffe von Ehre berichtigen, werden die Gefühle von Recht und Unrecht ſchärfen, werden dadurch die Ehrbegierde auf edlere Gegenſtände lenken, und werden in der Seele zwar den mächtigen Trieb nach Ehre

nicht abſtumpfen, aber ihn mit Harmonie und Ruhe der Seele verbinden. Denn je mehr der Verſtand ausgebildet wird, deſto mehr lernt er Wahrheit von Schein und Irrthum unterſcheiden, und je mehr das moraliſche Gefühl erhöht, und die ſittlichen Grundſäze verbeſſert werden, deſto ſtärker wächst der Abſcheu gegen alles, was jenem Gefühl widerſpricht.

Und es iſt auch wahrlich ſehr nöthig, **durch Ausbildung des Verſtandes und gute moraliſche Grundſäze** ſich **von dieſer Ausartung der Ehrbegierde loszumachen.** Denn ihre ganze Beſchaffenheit zeigt allzudeutlich, daß ſie der ſchnurgerade Weg zum Verderben iſt, wenn ſie nicht noch in Zeiten abgeſchafft, oder umgelenkt wird. — Auch darf man ſich dabei nichts darauf zu gute thun, daß eine gewiſſe Stärke des Geiſtes zu ſolchen Ausſchweifungen, wie zu groſen Tugenden erfordert wird; denn bei groſen Tugenden kann man aushalten, und wird nicht ſo leicht geſchwächt, Laſter hingegen greiffen Leib und Seele zugleich an, entnerven jenen, und ſchwächen dieſe, zerrütten nach und nach beide, und ihr Ende iſt nur um ſo ſchrecklicher, je ausſchweifender ſie begangen wurden, und je mehr Aufwand an Leibes- und Seelenkräften die Ausübung derſelbigen koſtete.

X. Ueber

Digitized by Google

X.

Ueber die Moralität ſolcher Handlungen, die ſich aus natürlichen Trieben erklären laſſen.

Digitized by Google

X.

Ueber die Moralität ſolcher Handlungen, die ſich aus natürlichen Trieben erklären laſſen.

Vorerinnerung.

Die nachſtehende Abhandlung arbeitete ich ſchon im Jahr 1782. aus, und übergab ſie damals zur Erlangung der Magiſterwürde der philoſophiſchen Fakultät zu Tübingen als Probſchrift. Als ich ſie jüngſt revidirte, fand ich ſie eines Plazes unter pſychologiſchen Verſuchen nicht unwerth: denn Beobachtungen über die menſchlichen Triebe oder Inſtinkte, wie man ſie nun lieber nennen will, ſind immer auch ein würdiger Gegenſtand für die Aufmerkſamkeit des Seelenforſchers. Sie

Digitized by Google

haben ihren eigenen Gang, welchem nachzuſpühren doch immer auch einiger Mühe werth iſt — noch aber ſind ſie nicht ganz ins Reine gebracht, eine Unterſuchung darüber taugt alſo immer auch in **Materialien zur künftigen Aufklärung in der Erfahrungs-Seelenlehre.** Ueberhaupt habe ich ſchon in der Vorrede angemerkt, daß auch ſolche Beobachtungen hier nicht ausgeſchloſſen werden ſollen, die in die Thelematologie einſchlagen, und zur Beurtheilung der Sittlichkeit dieſer oder jener Handlungen dienen. Ich beſchloß deswegen die nachſtehende Abhandlung mit Abänderung und Auslaſſung einiger wenigen Aeuſſerungen, worüber ſich bisher theils meine Kenntniſſe berichtigt, theils meine Ueberzeugung geändert hat, hier einzurücken, mit der Vorausſchickung, daß ich hier nicht ſowol auf das pſychologiſche Grund-Princip der menſchlichen Triebe, als vielmehr auf ihre Wirkungen Rükſicht nehme.

Und nun zur Sache:

Abhandlung.

Es iſt keine tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur dazu nöthig, um einzuſehen, daß der Menſch auſſer ſeinen geiſtigen Kräften und Fähigkeiten auch ſolche, die er mit den unvernünftigen Thieren gemein hat, das heißt **thieriſche Fähigkeiten** beſize. Ob dieſe thieriſche Fähigkeiten ihm von ſeiner Vollkommenheit etwas benehmen, ob ihre Abweſenheit ihn in die Klaſſe vollkommenerer Geiſter verſezen würde, laſſe ich unentſchieden. Soviel iſt gewiß, daß in der Verbindung, in der er mit dem Ganzen und mit dem Zuſammenhang der Welt ſteht, dieſe Kräfte und Fähigkeiten für ihn nothwendig ſind, und eher Vollkommenheiten als Unvollkommenheiten genannt zu werden verdienen. Unter dieſen thieriſchen Fähigkeiten nun zeichnen ſich die **natürlichen Triebe** vornemlich aus. Wir bemerken nemlich bei unvernünftigen Thieren ſowol als bei den Menſchen, daß beide eine meiſtens unwillkührliche Neigung haben, das oder jenes zu thun, wobei auch bei dem Men-

ſchen keine Ueberlegung ſich zu äuſſern ſcheint. So wie aber der Menſch alles, was er auch mit den unvernünftigen Thieren gemein hat, in einem weit höhern Grad beſizt, ſo wie alles diß von reinerer, vollkommenerer Art bei jenem iſt, als bei dieſen: ſo hat Gott auch in Anſehung der natürlichen Triebe einen Unterſchied unter Menſchen und unvernünftigen Thieren gemacht, und jenen auſſer den Trieben, die ſie mit dieſen gemein haben, noch höhere zugegeben, die ſie auſſer dem hohen Grad von Vernunft, den jene vor dieſen voraushaben, genugſam von ihnen unterſcheiden. Da nun aber eben dieſe Triebe ein Hauptſtück unſerer Fähigkeiten ſind, ſo ſieht man auch leicht, daß ſie auf unſere Handlungen einen ungemein groſen Einfluß haben, und daß deswegen bei der Beurtheilung ihrer Moralität, wenn ſie ſich aus natürlichen Trieben erklären laſſen, auf dieſe vornemlich bei Schäzung ihres Werthes Rückſicht genommen werden muß. Ich werde alſo nun den Einfluß der natürlichen Triebe in unſere Handlungen zeigen, und daraus die Moralität ſolcher Handlungen beurtheilen.

Es

Es haben aber ſowol die niedrigere Triebe, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben, als die höheren, die wir vorzugsweiſe vor ihnen beſitzen, auf unſere Handlungen Einfluß. Was aber ein ſolcher Trieb ſey, läßt ſich durch keine Definition ganz deutlich beſtimmen. Verſchiedene Gelehrten haben zwar verſucht, Definitionen davon zu geben, wie z. B. Bilfinger ihn auf folgende Art beſchreibt:

„Inſtinctus naturalis eſt ſpecies appe-
„titus ſenſitivi et averſationis ea, quam
„ſine conſcientia ſui concipimus; ubi
„igitur cognitio boni vel mali ne qui-
„dem clara eſſe ſolet, ſed vel obſcura
„ſolum, vel ita tenuiter clara in toto
„ut tamen non fundet conſcientiam
„ſui,“ i)

Cruſius ihn

„ein ſolches Wollen“ nennt, „welches
„auch ohne Vorſaz mit einer Beſtändig-
„keit fortdauert,“ k)

i) ſ. ſeine Dilucidationes philoſophicas.

k) ſ. Anweiſung vernünftig zu leben, S. 23.

und Reimarus denſelben durch

„alles natürliche Bemühen zu gewiſſen
„Handlungen und die Wirkſamkeit der
„Kräfte 1)

ausdrückt, ſo geben doch alle dieſe Definitionen keinen ganz deutlichen Begriff davon. Campe macht die Sache noch am deutlichſten, wenn er in ſeiner kleinen Seelenlehre für Kinder S. 154. ſagt.

„Der liebe Gott hat die Seelen der Thiere
„ſo eingerichtet, daß ſie einige Dinge be-
„gehren, andere verabſcheuen müſſen, ohne
„zu wiſſen, warum? Dieſes Begehren und
„dieſes Verabſcheuen, dem ſie folgen müſ-
„ſen, ſie mögen wollen oder nicht, nennt
„man Inſtinkte."

Aber ganz deutlich kann eine ſolche Definition doch nie werden, weil die Inſtinkte ſelbſt auf dunkeln Vorſtellungen beruhen, und daher die Sache durch Beiſpiele viel deutlicher gemacht werden kann.

Oben habe ich angeführt, daß ſich unſere Triebe in niedere und höhere abtheilen. Die nie-

1) ſ. von den Trieben der Thiere S. 2.

Digitized by Google

niedere theilen ſich nun wieder in mechaniſche und willkührliche Triebe ein.

Mechaniſche Triebe — die aber kaum dieſen Namen verdienen, weil es eigentlich nur körperliche thieriſche Verrichtungen ſind, wenn ſchon auch die Seele zuweilen ihren Antheil daran hat — ſind ſolche, welche meiſtens ohne unſer Zuthun im Körper bewirkt werden. Daß z. E. unſer Blut einmal wie das andere vom Herzen weg und wieder zum Herzen geht, daß der Magen die Speiſen, die wir ihm geben, verdauet, daß ſich die Gedärme in einer wurmförmigen Bewegung drehen, daß die Säfte vermittelſt der Drüſen abgeſondert werden, daß ſich unſer Augenſtern bei einem ſtarken Lichte zuſammen zieht, und in der Finſterniß erweitert, daß der Magen bei allzuvieler Ueberladung deſſelben die Speiſen wieder von ſich gibt, daß bei andern Fehlern im Unterleibe ein Durchfall entſteht, u. dgl. Diß alles ſind Wirkungen, die meiſtens ohne unſern Willen vor ſich gehen, und ſolche Triebe ſind alſo auch ſelten einer Moralität fähig, auſſer wenn etwa, wie beim

beim Erbrechen, beim Durchfalle ꝛc. freiwillige Handlungen vorhergegangen ſind, die dieſes bewirkt haben. Und doch waren auch hier nicht die mechaniſchen Triebe die wirkende Urſache der Handlung, ſondern dieſe die Urſache des in Bewegung geſezten mechaniſchen Triebes, und können alſo unmöglich aus demſelbigen beurtheilt werden.

Die andere Gattung der niedern Triebe ſind **willkührliche Triebe.** Man verſteht zwar unter dieſen keine Ueberlegung vor einer Handlung, doch unterſcheiden ſie ſich dadurch von den mechaniſchen, daß bei ihnen eine ſinnliche Vorſtellung von Luſt oder Unluſt vorhergeht, die unſere und der Thiere Handlungen beſtimmt. Der Grundtrieb dieſer willkührlichen Triebe iſt **Selbſtliebe.** Dieſe iſt kurz das Beſtreben nach ſeiner eigenen Wohlfahrt. Es iſt dem Menſchen natürlich und harmonirt mit ſeiner ganzen Natur, daß die Sorge für ſeine eigene Wohlfahrt das erſte iſt, das er auszuüben ſtrebt. — Der Grundſaz, daß ein jeder ſich ſelbſt der nächſte ſey, fließt unmittelbar aus dieſem Triebe her,

und

und man kann ihn deswegen ohne Spizfindigkeit als das Grundgeſez der ganzen Moral annehmen. Daß nun Handlungen, die aus der Selbſtiiebe herrühren, wenn ſie nicht ausgeartet iſt, immer rechtmäſig ſind, folgt ſchon aus der Natur derſelben. Denn ordentliche Selbſtliebe ſucht ihren Nuzen ohne den Schaden eines andern. Allein man bemerkt nur gar zu häufig, daß dieſer Trieb in manchen Fällen ausartet; dieſe Ausartungen ſind **Eigennuz** und **Eigenliebe**. Eigennüzig wird derjenige genannt, der nur allein auf ſeine Vortheile bedacht iſt, und ſie auch mit dem Schaden anderer zu befördern ſucht. Dieſer Eigennuz macht ihn zu den edlern Empfindungen von Liebe, Grosmuth, Dankbarkeit ganz unfähig. Daraus ſieht man alſo leicht, wie die Handlungen eines ſolchen Menſchen in Anſehung ihrer Moralität beſchaffen ſind; ein Menſch, der auf nichts als auf ſeinen eigenen Nuzen bedacht iſt, zeigt immer einen ſehr ſchlechten moraliſchen Charakter, und kann vermöge deſſelben leicht dahin gebracht werden, daß, wenn er ſeinen Nuzen auf keine

Digitized by Google

andere Art zu befördern weiß, als mit dem völligen Untergang ſeines Nebenmenſchen, er ſich kein Gewiſſen daraus macht, ihn in ein ſolches Unglück zu ſtürzen. — **Eigenliebe**, die andere Abart der Selbſtliebe, iſt derjenige Fehler, wenn man ſeine eigene Vollkommenheiten mit übertriebener Selbſtgefälligkeit betrachtet. Handlungen, die aus dieſem Fehler entſtehen, ſind zwar nicht ſo böſe, wie die aus Eigennuz, doch ſind ſie auch nicht ganz zu entſchuldigen. Es iſt ein unumſtösliches Geſez der Sittenlehre, daß es unerlaubt und unrechtmäſig ſey, andere, die etwa weniger Vollkommenheiten als wir beſizen, deswegen zu verachten; daß aber dieſe Verachtung anderer aus der Eigenliebe entſtehe, iſt klar. Ueberdiß hindert uns die Eigenliebe am Streben nach weiterer Vollkommenheit, und hat alſo auch die Fehler der Trägheit, Unwiſſenheit ꝛc. zu Folgen.

Aus dem Trieb der rechtmäſigen Selbſtliebe folgen nun unmittelbar die Triebe der **Sinnlichkeit** und **Selbſterhaltung**. Beide hangen ſehr genau miteinander zuſammen.

Jener,

Jener, der Trieb der Sinnlichkeit, treibt uns an, alle angenehme ſinnliche Empfindungen zu begehren, und alle unangenehme zu verabſcheuen, und daraus folgt dann nun ſchon auch der Trieb der Selbſterhaltung. Denn wären wir unempfindlich gegen Schmerz und Vergnügen, ſo würden wir blindlings in alle Gefahren hinein rennen, ſchmerzhafte und durch Schmerz ſchädliche Empfindungen nicht vermeiden, und auf dieſe Art bald unſer Leben verlieren. Doch läßt bei dem Menſchen der Trieb der Selbſterhaltung manchen Schmerz zu, den der Trieb der Sinnlichkeit verbietet, wenn er zur Erhaltung des Lebens nöthig oder dienlich iſt. — Da nun aber der Menſch dieſe Triebe hat, ſo erlaubt er ſich im natürlichen Zuſtand alle Handlungen, die zur Befriedigung derſelbigen abzwecken, und der Trieb der Sinnlichkeit läuft nun freilich oft mit der Vernunft davon, und gebährt Handlungen, die, wo nicht ganz unſittlich, doch wenigſtens unklug ſind, und mit dem Betragen eines weiſen Mannes nicht harmoniren. Denn was wars anders, als über-

wie-

wiegender und ausſchweifender Trieb der Sinnlichkeit, was unſere erſte Eltern zur erſten Sünde verleitete? — Die aus dem Triebe der Selbſterhaltung flieſſende Handlungen können öfters dem erſten Anſchein nach äuſſerſt grauſam und ungerecht ſcheinen: wenn man ſie aber recht erwägt, und alle Umſtände dabei in Acht nimmt, ſo können ſie noch ſehr zu entſchuldigen, und vielleicht rechtmäſig ſeyn. Man nehme zur Beurtheilung derſelben das im Naturrecht veſtgeſezte moderamen inculpatæ tutelæ zu Hülfe, ſo werden nach demſelben manche aus dem Trieb der Selbſterhaltung flieſſende Handlungen als unſchuldig erſcheinen, die ſonſt grauſam und ungerecht ſcheinen würden. Nach dieſem darf ich nemlich, in der äuſſerſten Lebensgefahr, wenn kein anderes Mittel mehr übrig iſt, mein Leben zu retten, auch einen Unſchuldigen ins Unglück bringen. Es ſey z. E. der Fall, daß mir ein Feind nachjagt, von dem ich gewiß weiß, daß er mich tödtet, wenn er mich einholt, ſo darf ich nach dem Recht der Natur einen alten Mann oder ein Kind, oder

über=

überhaupt jeden, er ſey wer er wolle, der z. B. auf einer Brücke ſizt, über die ich zu ſpringen habe, von der Brücke hinabwerfen, wenn es kein anderes Mittel gibt, über dieſelbige zu kommen. Allein, daß hier die äuſſerſte Einſchränkung nöthig iſt, iſt natürlich; und doch weis ich nicht, ob es auch dann nach der ſtrengſten Moral erlaubt iſt. — Ueberdiß herrſcht bei ſolchen Handlungen gewöhnlich nicht viel Beſonnenheit, und ein ſolcher ergreift in der Angſt das nächſte beſte Mittel ſich zu retten, ohne erſt bedenken zu können, ob es nicht noch gelindere gibt. Man ſieht alſo hieraus, daß, wenn man Handlungen, die dieſen Trieb zum Grund haben, nach ihrer Moralität beurtheilen ſoll, man dieſelbigen nach allen Umſtänden genau zu unterſuchen hat. Aus eben dieſem Triebe folgt auch das Nothrecht. Ueberhaupt gründet ſich das ganze Naturrecht darauf.

Noch ein Trieb, der aus der Selbſtliebe fliest, und der auch in dem Triebe der Selbſterhaltung gewiſſermaſen ſchon enthalten iſt, iſt der **Trieb zur Erhaltung** ſeines Geſchlechts.

ſchlechts. Es ſcheint zwar nicht, daß aus der Selbſterhaltung auch die Erhaltung ſeines Geſchlechts folge, indem die Erhaltung und Verpflegung der Kinder ſo viel Unangenehmes mit ſich führt. Allein eben das beweißt, daß die Erhaltung ſeines Geſchlechts ein blinder determinirter Trieb iſt, den Menſchen und Thiere haben, und der ſich aus keinen Beweggründen erklären läßt, der ſie aber ihr Geſchlecht als einen Theil ihres eigenen Ichs anzuſehen lehrt. Denn woher ſollten die Thiere — wir können ſie etwa von der Vernunft hernehmen — Beweggründe nehmen, die Jungen, wann ſie zur Welt gebohren ſind, noch weiter zu verpflegen, und für ſie zu ſorgen? Scheint es nicht, es wäre der Natur angemeſſener, daß Thiere ihre Jungen, ſobald ſie ſie gebohren oder ausgebrütet haben, als eine Laſt, die ſie indeſſen beſchwerte, wegwürfen? Da nun aber dieſer Trieb ſo ſtark iſt, als der Trieb der Selbſterhaltung, ſo iſt natürlich, daß ein jeder für ſein Geſchlecht eben ſo ſorgt, wie für ſich ſelbſt; und daraus erhellet alſo, daß Handlungen,

lungen, welche dieſer Trieb veranlaßt, eben ſo zu beurtheilen ſind, wie diejenigen, die aus dem Triebe der Selbſterhaltung flieſſen. Ich halte es deswegen für überflüßig, ihre Moralität hier noch beſonders zu unterſuchen.

Dieſes ſind nun die hauptſächlichſten Triebe, die der Menſch mit den unvernünftigen Thieren gemein hat. Nun haben zwar dieſe auch noch andere Triebe, die dem Menſchen fehlen. Man nennt ſie **Kunſttriebe**, und dieſe dienen den Thieren zur Erſezung desjenigen, was ihnen an Vernunft fehlt. Allein ſie gehören nicht hieher, weil hier nur von der Moralität der menſchlichen Triebe die Rede iſt. Man kann ſie bei Reimarus ſo wohl nach ihren Eigenſchaften als nach ihren verſchiedenen Abtheilungen leſen m). Sie zu beobachten, wenn man den Bienen, Ameiſen, Vögeln rc. zuſieht, wie ſie Zellen, Hölen, und Neſter bauen, um ſich vor Ungemach zu ſchüzen, und für ihre künftige Brut

m) ſ. Reimarus über die Triebe der Thiere S. 85 ff. und 140 ff.

zu ſorgen, iſt eine angenehme und lehrreiche Beſchäftigung.

Die zwote Hauptgattung von Trieben ſind nun die **höheren**, die der Menſch vor den unvernünftigen Thieren voraus hat. Der erſte darunter iſt der **Trieb der Nachahmung.** Man könnte nun zwar hier einwenden, daß dieſer Trieb nicht dem Menſchen allein zukomme, ſondern ihn auch noch unvernünftige Thiere beſizen: allein ich gebe es zu, und habe deswegen denſelben auch gleich vorne hin geſezt, weil ich dadurch den Uebergang von den niedern zu den höhern Trieben machen will. So wie man nemlich bemerkt, daß es unvernünftige Thiere giebt, die den Uebergang zum Menſchengeſchlecht machen, ich meine die Affen: ſo bemerkt man in eben dieſen Geſchöpfen auch den Trieb der Nachahmung, der ihnen in einem vorzüglich hohen Grade zukommt; und eben dieſer Trieb ſcheint alſo der Uebergang von den thieriſchen zu den blos menſchlichen Inſtinkten zu ſeyn. Man bemerkt dieſen Trieb in dem Menſchen gleich in den erſten Jahren ſeines Daſeyns: wir

ſehen in täglichen Beiſpielen, daß Kinder hauptſächlich dieſen Trieb immer zu befriedigen, und alles nachzuahmen ſuchen, was ſie andere thun ſehen. Daß es aber bei dieſen oft eben ſo ungeſchickt herauskommt, wie bei den Affen, daran iſt der geringe Grad von Vollkommenheit Schuld, worauf ſie ſich noch befinden. Aber auch bei ſchon erwachſenen Menſchen verliert er ſich nicht, ſondern wird vielmehr immer mehr und mehr im Groſen ſichtbar. Die Malerei und die bildenden Künſte überhaupt beruhen hauptſächlich auf dieſem Triebe. Ueberhaupt wären der Dinge wenig, die wir von Jugend auf bis ins hohe Alter lernen könnten, wenn wir dieſen Trieb nicht hätten. Alle Künſte und Handwerke beruhen auf demſelben. — Schwingt ſich aber dieſer Trieb noch zu einem höhern Grad auf, zu einem Grade, wo er dem Menſchen Ausſchliesſungsweiſe vor allen übrigen Thieren zukommt: ſo wird er **Nacheiferung.** Dieſe iſt das Beſtreben, andere, bei denen wir einen gröſern Grad von Vollkommenheit bemerken, als wir beſizen, zu erreichen, oder

Digitized by Google

gar noch zu übertreffen. Dieſer Trieb kann ſich entweder durch Freude über die Entdekkung eines weitern Ziels zur Vollkommenheit, oder auch durch Betrübnis äuſſern, wenn man ſieht, daß die Kräfte nicht zureichen, zu einem ſolchen Ziele zu gelangen.* Die Handlungen, die aus dieſem Trieb entſtehen, können nach dem verſchiedenen moraliſchen Charakter der Menſchen und nach ihrer verſchiedenen Richtung gut oder böſe ſeyn. Eine edle rechtſchaffene Seele verbindet mit dieſem Triebe Wohlwollen gegen den, dem ſie nachzueifern ſucht; ſie bewundert ihn, ſie ſchäzt ihn hoch, ſie ſucht mit ihm bekannt zu werden, um in freundſchaftlichem Umgange mit ihm nach und nach eben die Stufe von Vollkommenheit zu erreichen, auf welcher er ſteht. Iſt es ein Mann, der auſſer dem hohen Grade von Vollkommenheit auch noch einen liebenswürdigen Charakter beſizt, der Liebe und Hochachtung einflöst: ſo wird eine edle Seele, die ihm nachzueifern trachtet, dieſe Liebe und Hochachtung gegen ihn noch ſtärker fühlen, ſie wird ſich in erhabenem Andenken an ihn

nur

nur mit dem Wunſche beſchäfftigen, ihn zu erreichen, ohne ihn deswegen zu beneiden. Allein unedle niederträchtige Seelen verbinden mit dieſem Triebe einen ſchändlichen Neid gegen den Gegenſtand, den ſie auf einer ſo hohen Stufe ſehen; er iſt ihnen in ihren Augen unerträglich, und es iſt ihnen nicht genug, ihn blos zu erreichen, ſie wollen ſich noch auf einen höhern Grad von Vollkommenheit ſchwingen, um, wenn es ihnen gelingt, mit bitterlächelnder Schadenfreude und Hohn auf denjenigen, den ſie zu übertreffen ſuchten, herabſehen zu können. Daraus ſieht man, zu was für verſchiedenen Handlungen dieſer Trieb Anlaß geben kann, die alſo blos nach den verſchiedenen Charakteren derjenigen, bei denen man ihn wirken ſieht, zu beurtheilen ſind.

Ein anderer dem Menſchen Vorzugsweiſe eigener Trieb iſt der **Trieb der Liebe.** Dieſer iſt das Beſtreben andere zu lieben, und von andern wieder geliebt zu werden. Ich verſtehe alſo hier nicht allgemeine Menſchenliebe darunter — dieſe wird weiter unten an-

geführt werden, ſondern vielmehr nur den Drang nach Liebe und Mittheilung, und nach Gegenliebe. Dieſer Trieb der Liebe theilt ſich vornemlich in zween Aeſte, in **Freundſchaft**, und **Liebe zum andern Geſchlecht.** Es iſt in gewiſſer Art phyſiſches Bedürfnis für uns, daß wir uns einen oder etliche Menſchen aufſuchen, die wir vorzüglich lieben, deren Umgang uns das meiſte Vergnügen gewährt, und deren Liebe gegen uns auch in einem beſonders hohen Grade beſteht, wobei ſie auch in unſerm Umgang Vergnügen finden: und dieſes heißt Freundſchaft. Treffen wir nemlich unter der groſen Menge von Menſchen, die wir täglich um uns ſehen, einen ſolchen an, der mit uns ſympathiſirt, d. h. der einerlei moraliſchen Gemüths-Charakter und Neigungen mit uns hat — denn auf die Gleichheit des Standes, des Verhältniſſes gegen die übrige Welt, der Fähigkeiten ꝛc. kommt es bei der Freundſchaft nicht an: ſo werden wir unwiderſtehlich getrieben, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, und ihn uns zum Freunde zu wählen. Dieſem

ſem Triebe, dieſen Regungen der Freundſchaft, iſt das Herz des Jünglings hauptſächlich offen. Daher wählt ſich auch dieſer jeden, der mit ihm ſympathiſirt. Eben deswegen ergibt er ſich aber öfters auch unbedachtſamer Weiſe jedem, der vielleicht blos aus Verſtellung ihm in einem liebenswürdigen Charakter erſcheint. Und findt er auch nachher, daß dieſer Charakter blos geheuchelt war, erſcheint ihm der angenommene Freund nachher von der haſſenswürdigſten Seite, als ein unedler, niederträchtiger, elender Menſch: ſo kann er ſich doch nicht ſogleich davon überzeugen — denn es thut weh, ſich ſelbſt geſtehen zu müſſen, daß man ſich betrogen hat, — bis ihm die Vernunft, oder wenn dieſe nicht wirkt, eine wiewol traurige Erfahrung, die Decke von den Augen reißt. Uebrigens entſtehen aus dieſer Art des Triebes der Liebe doch meiſtens gute Handlungen. Der Menſch, der die Regungen der Freundſchaft empfindet, iſt immer oder meiſtens zu freundlichen und liebreichen Begegnungen gegen ſeinen Freund aufgelegt, er ſucht, wenn er ihn betrachtet, nur ſeine Voll-

Digitized by Google

kommenheiten an ihm auf, und beſtrebt ſich auf der andern Seite ſo viel als möglich andern in dem vortheilhafteſten Lichte zu erſcheinen. Freilich iſt von einem ſolchen der Heuchler wohl zu unterſcheiden, der ſich blos das Anſehen eines freundſchaftlichen, Liebe verſprechenden Herzens gibt, um andere damit an ſich zu locken, und zu betrügen. Der Jüngling aber, deſſen Herz zu dieſem Triebe ſo ſehr geneigt iſt, hat ſich in der Wahl ſeiner Freunde äuſſerſt in Acht zu nehmen, und ſo behutſam als möglich zu gehen. — Der andere Zweig des Triebes der Liebe iſt die **Liebe zum andern Geſchlecht.** Dieſe iſt eine auf keinen Gründen beruhende Neigung znm Umgang mit Perſonen des andern Geſchlechts, die mehr als Freundſchaft iſt, und ſich mehr auf Empfindungen als Vorſtellungen und auf gewiſſe, meiſtens äuſſerliche, Verſchiedenheiten beider Geſchlechter gründet. In ſo fern ſie Geſchlechtstrieb iſt, gehört ſie zu den niedern Trieben, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben; ſie erhält aber beim Menſchen eine höhere Würde und edlere Beſtim-

mung,

mung, und verdient in dieſer Rükſicht unter den höhern Trieben mitgezählt zu werden. Denn die ſogenannte platoniſche Liebe, die aller ſonſtigen Beimiſchung von Sinnlichkeit ungeachtet, doch unläugbar iſt, und nicht, wenigſtens gerade in ihrem höchſten Grade nicht, auf Befriedigung des Geſchlechtstriebes im engern Verſtande Rükſicht nimmt, iſt eine Eigenſchaft des Menſchen allein. — Die Handlungen nun, welche dieſe Liebe zum andern Geſchlecht veranlaßt, ſind ſehr verſchieden zu beurtheilen. So lange ſie in ihren urſprünglichen Schranken bleibt, ſind auch ihre Wirkungen nicht zu tadeln, vielmehr öfters von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie die Quelle einer ganzen Reihe edler Thaten und der Damm gegen viele Laſter werden. Wenigſtens hat man die Erfahrungen, daß ſchon mancher Wüſtling durch die Liebe zu einem vernünftigen Frauenzimmer von Ausſchweifungen des Geſchlechtstriebes, des Trunkes ꝛc. geheilt worden iſt. Der berühmte Canz iſt davon ein merkwürdiges Beiſpiel. Als er ſich einſt in die Tochter des berühmten

ten Profeſſor Röslers verliebte, gab ihm dieſe, als ein vernünftiges Frauenzimmer, zu verſtehen, daß Canz bei ſeiner damaligen Trägheit und ſeinem Unfleiß ihr unmöglich gefallen könne. Diß trieb ihn an, ſeine Kräfte anzuſtrengen, und dadurch und durch unermüdeten Fleiß ward er in kurzer Zeit einer der erſten Gelehrten auf der Univerſität, und trug Hand und Herz ſeiner Geliebten zur Belohnung davon. — Doch ſind die Fälle eben auch nicht ſelten, wo Ausſchweifungen in der Liebe, wenn es auch nicht Ausſchweifungen des Geſchlechtstriebes ſind, — viele unedle Handlungen hervorbringen, beſonders wenn ſie durch Leſung ſchädlicher Romane zu wildem und ungeſtümmem Feuer angefacht wurde. Taubheit gegen die Stimme der Vernunft, Ungehorſam und Troz gegen Aeltern und vernünftige Geſeze und Verachtung derſelben, zügelloſes Hinwegſezen über Ordnung und Ehrbarkeit, und all das öfters unendliche Unglük, das daraus entſpringt, ſind nicht ſeltene Folgen davon. Ich habe ſogar Beiſpiele geſehen, daß Menſchen, um die Gegenliebe

ihres

ihres geliebten Gegenſtandes zu erlangen, in die Fehler der Schmeichelei, der Falſchheit, Doppelzüngigkeit ꝛc. verfielen, die ſonſt von all dieſen ſehr weit entfernt waren. — Unrechtmäſig und ſchändlich ſind nun freilich dieſe Handlungen alle, objektiviſch genommen: aber wie ſie, ſubjektiv betrachtet, nach ihrer Moralität zu beurtheilen ſind, möchte wol nicht ſo leicht zu entſcheiden ſeyn. Denn die Liebe zum andern Geſchlecht iſt eigentlich mehr Affekt als Inſtinkt, und daher iſt die Hize des Affekts, die ihren mächtigen Einfluß in dergleichen Handlungen hat, immer auch mit in Betrachtung zu ziehen.

Ein dritter Trieb iſt der **Inſtinkt der Neubegierde**, oder die Begierde, immer neue Vorſtellungen zu erhalten. Davon iſt ſchon weitläufig in der dritten unter dieſen Abhandlungen die Rede geweſen, woraus auch erhellt, was für Handlungen aus dieſem Triebe flieſſen. Es iſt alſo hier nur noch ihre Moralität zu beurtheilen. Der Trieb der Neubegierde erweckt unſer Forſchen nach neuen Entdeckungen, und ohne denſelben würden

wir

Digitized by Google

wir immer auf Einer Stufe der Kultur ſtehen bleiben und nie weiter rücken. Die Handlungen, die er veranlaßt, ſind alſo in ſo fern immer nüzliche und löbliche Handlungen, als ſie unſere weitere Vollkommenheit und das Streben darnach befördern und erhalten. Nur dann, wann dieſer Trieb dahin ausartet, daß durch unſere Neubegierde die Zufriedenheit und Ruhe eines andern geſtört wird, wirkt er unrechtmäſige und tadelhafte Handlungen.

Der vierte unter den angeführten höhern Trieben iſt der **Trieb der Dankbarkeit.** Es liegt in der Natur, ſelbſt des unkultivirten Menſchen, diejenigen, die ihm wohlthun, zu lieben, und dieſe Liebe entweder mit Worten oder mit der That ihnen ſelbſt zu beweiſen: und diß heißt Dankbarkeit. Daß bei dieſem Triebe immer auch etwas von Selbſtliebe vorwaltet, iſt nicht zu läugnen. Doch iſt das gewis, daß dieſe Selbſtliebe keine unedlen Abſichten hat. Dieſer Trieb der Dankbarkeit iſt allen Menſchen angebohren: doch gibt es auch Leute, zur Schande der Menſchheit, in denen dieſer Trieb ſo erſtorben zu

ſeyn

ſeyn ſcheint, daß ſie gegen ihre Wohlthäter, die keine andere Abſicht bei ihren Wohlthaten hatten, als ihnen zu helfen, die Dankbarkeit nicht nur ganz vergeſſen, ſondern ſie ſogar noch beleidigen, ihnen ihre Wohlthaten als Mittel, ſchändliche Abſichten zu erreichen, aufrechnen, und ſie ſo vor der Welt ausſchreien. So ſind meiſtens diejenigen beſchaffen, die, da ſie vorher im tiefſten Elend ſtekten, durch die Wohlthätigkeit anderer wieder empor gekommen ſind, und ſich nun ſchämen, es zu geſtehen. Dieſe wiſſen ſich auf keine andere, als die vorhin beſchriebene Art zu rächen. Aber wehe dem, der eine ſolche ſchwarze Seele beſizt! Daß die Handlungen eines ſolchen äuſſerſt verabſcheuungswürdig ſind, daß ſich die menſchliche Natur gegen ſie empört, bedarf wol keines Beweiſes. — Aber wie ſchön, wie rechtſchaffen ſind im Gegentheil die Handlungen des wirklich Dankbaren. Sie flieſſen aus der reinſten Quelle, edle, uneigennüzige Abſichten ſind ihr Stoff; der Wohlthäter, der denjenigen, dem er Gutes that, dankbar ſieht, wird zu fernerer Erweiſung der Wohlthaten

thaten geneigt: und welche gemeinnüzige Folgen verbreitet alſo dieſer Trieb auf das ganze Menſchengeſchlecht!

Nun folgt der **Trieb zu immer weiterer Vervollkommnung** oder **zu immer weiterer Glükſeligkeit.** Es iſt ein Grundſaz der allgemeinen praktiſchen Philoſophie, daß der Menſch nichts begehrt, als was ihm gut, und nichts verabſcheuet, als was ihm böſe vorkommt. Dieſer Grundſaz gründet ſich offenbar auf den Trieb zu immer weiterer Glükſeligkeit, und läßt ſich auch unmittelbar aus demſelbigen herleiten. Denn, wenn der Menſch dieſen Trieb nicht hätte, ſo würde er, ohne zu unterſuchen, was gut oder bös iſt, alles, was ihm aufſtößt, blindlings begehren, oder vielleicht gegen alles dasjenige gleichgültig ſeyn, was er nicht unmittelbar zu ſeiner Erhaltung nöthig hat, und alſo immer in dem nemlichen Zuſtande bleiben, worinn er von Anfang war. Auf dieſe Art aber, da er mit dieſem Triebe verſehen iſt, wird er alle Mittel aufſuchen, um ſich auf einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu erheben,

Digitized by Google

heben: er wird deswegen ſorgfältig alles, was dazu dienlich ſeyn kann, und alſo, was ihm gut ſcheint, ergreiffen, dasjenige aber, was ihm böſe, was ihn an ſeiner Glükſeligkeit zu hindern ſcheint, von ſich ſtoſen. Dieſer Trieb aber ſcheint manchmal dadurch einigermaſen widerlegt oder entkräftet zu werden, daß es öfters Fälle gibt, wo der Menſch mit allem möglichen Beſtreben etwas begehrt, das offenbar bös, und ihm ſchädlich iſt. Allein dieſer Fall ſtoßt den Grundſaz, der aus dieſem Triebe folgt, nicht um. Derjenige, der etwas ihm Schädliches begehrt, begehrt das, wornach er ein Verlangen trägt, nicht als etwas wirklich Schädliches, ſondern als etwas Gutes, das er als ein wirkliches Gut betrachtet, und von dem er nicht weiß, daß es ihm ſchädlich iſt. Und diß folgt auch ſchon daraus, daß dieſes Beſtreben Inſtinkt iſt, wobei der Menſch nicht ſo mit Ueberlegung und aus Beweggründen handelt, ſondern das nächſte Gute, das ihm aufſtost, es ſey nun ein wahres oder nur ein Scheingut ergreift. Wie aber, wenn der Menſch ein Scheingut einem wahren Gut vorzieht,

wenn er auch weiß, daß jenes nur ein Scheingut iſt? Ich antworte: ein ſolcher, der zwar erkennt, daß das Gute, das er wählt, nur ein Scheingut iſt, der von andern gehört, oder durch Beiſpiele gelernt hat, daß ein ſolches Gut im Grunde ſchädlich iſt, wählt dieſes aus der Urſache doch, weil es mehr Reize für ihn hat, und weil er die Folgen davon nicht für ſo ſchädlich hält, alſo weil es ihm doch ein gröſeres Gut zu seyn ſcheint, als jenes, das ihn Lehren und Beiſpiele als ein gröſeres kennen gelehrt haben. Z. B. Es weiß ein jeder, theils aus den Lehren anderer, theils aus Beiſpielen, daß ein Leben voll Laſter und Ausſchweifungen an ſich ſelbſt und durch ſeine Folgen höchſt ſchädlich iſt: deſſen ungeachtet gibt es viele, die ein ſolches Leben einem andern ordentlichern weit vorziehen, von dem ſie doch wiſſen, daß es einſt mit Glük und Ehre belohnt wird. Warum das? darum, weil ſie das gegenwärtige vermeinte Gute mehr reizt, weil in ihren Augen ein ſolches Leben mehr Vergnügen verſchafft, als ein rechtſchaffenes, und weil ſie an die üblen Folgen

gen eines ſolchen Wandels nicht denken. Es iſt alſo offenbar, daß auch hier wieder der Grundſaz gilt: der Menſch begehrt nichts Böſes, und verabſcheut nichts Gutes. Wie ſteht es nun aber mit der Moralität ſolcher Handlungen, die dieſen Trieb zum Grund haben? Daß Handlungen, welche zur Erlangung ſolcher Mittel abzwecken, die die Vollkommenheit des Menſchen wirklich befördern, mit Recht gute Handlungen genannt zu werden verdienen, iſt auſſer allem Zweifel: bei ſolchen Handlungen hingegen, wo der Menſch etwas begehrt, das blos ein Scheingut, und an ſich bös iſt, hat man darauf hauptſächlich zu ſehen, ob der Menſch, der nach dieſem Scheingut ſtrebt, wirklich weiß, daß es ein blos eingebildetes, kein wahres Gut iſt, oder ob er es in der Unwiſſenheit begehrt. Im leztern Falle ſind alle Handlungen, die der Menſch thut, um dieſen Trieb zu befriedigen, zu entſchuldigen, wenn ihn gleich nachher die Erfahrung lehrt, daß er ſich durch dieſe Handlungen an ſeiner Glückſeligkeit vielmehr geſchadet, als ſie befördert habe. Im erſtern

Fall aber iſt der Menſch weniger zu entſchuldigen. Denn weiß er, daß die Handlungen, die er vornimmt, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, deinſelben offenbar zuwider lauffen, und er nimmt ſie doch vor, ſo handelt er dadurch wider die Pflichten gegen ſich ſelbſt; da aber der Trieb nach Glükſeligkeit die offenbare, wiſſentliche Verlezung dieſer Pflichten nur ſelten zuläßt, ſo ſtekt der Fehler bei ſolchen Handlungen hauptſächlich darinn, daß ſich der Menſch durch jeden Schein des Guten blenden und dahinreiſſen läßt, da er doch vorher unterſuchen ſollte, ob das Gute, das er begehrt, auch ein wahres Gut ſey oder nicht, oder wenn er ſchon weiß, daß es keines iſt, den Bekräftigungen anderer und der Erfahrung mehr glauben, und ſich alſo vor Leichtſinn mehr hüten ſollt', als er in dieſem Falle thut. — Dieſer Trieb zu höherer Glükſeligkeit kann aber auch zuweilen eine Quelle des Selbſtmordes werden. Der Menſch, der durch viele Widerwärtigkeiten und Verdrüslichkeiten einen Eckel an dem gegenwärtigen Leben bekommen hat, der in demſelben keine

Glük-

Glükſeligkeit mehr zu finden glaubt, ſehnt ſich nach einem beſſern: da er aber ſieht, daß er dieſes auf die natürliche Art nicht gleich erreichen kann, ſo faßt er den Entſchluß, durch eigene Mittel, die er in ſeiner Hand hat, ſeinen Endzweck zu erreichen, und nimmt ſich auf dieſe Art das Leben. — Selbſt der Drang allein nach der Glükſeligkeit des Himmels war ſchon, ohne von Widerwärtigkeiten des Lebens erregt zu werden, Veranlaſſung zum Selbſtmord n); und in Engelland ſoll er einſt einige Zeit ſo Mode geweſen ſeyn, daß man von einem Lord erzählt, er habe ſich blos aus langer Weile aufgehängt.

Dieſem Triebe zur Vervollkommnung und Glükſeligkeit wird von vielen ein anderer untergeordnet, der aber mit Recht ein eigener genannt zu werden verdient. Es iſt dieſer die **Freude über andrer Menſchen Glük; Mitgefühl, allgemeine Menſchenliebe.** Es glau-

n) Ein merkwürdiges Beiſpiel davon ſehe man im Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde. 1. Bd. 3. St. S. 28. ff.

glauben nemlich viele, daß zwar jeder Menſch eine gewiſſe Neigung zu ſeinem Nebenmenſchen beſize, die ſeinen eigenen Nuzen nicht unmittelbar zum Endzweck habe: doch meynen ſie, daß ſich dieſe Neigung nichts deſto weniger auf den Trieb zu ſeiner eigenen Vollkommenheit zurückführen laſſe, und wollen dieſelbe aus dem Vergnügen, das aus wohlthätigen Handlungen entſteht, herleiten. Allein diß heißt, glaube ich, der menſchlichen Natur weniger Edles zutrauen, als ſie wirklich beſizt. Es iſt unläugbar, daß der Schöpfer dieſen wohlthätigen Trieb beſonders in unſere Natur gelegt hat, den wir zu befriedigen ſuchen, ohne daß gerade unſer Nuzen dardurch befördert würde. Hutcheſon urtheilt über dieſen Trieb auf folgende Art.

„Gratuitam eſſe aliquando hominum „bonitatem, nullam ſuam utilitatem „ſpectantium, ubi animo benigno et „amico alteri conſulunt, ſatis conſta„bit, ſi quisque ſe excuſſerit, ſi vitæ „ſuæ conſilia et caritates, ſtudia de„nique et dilectiones, quibus bonos „cla-

„clarosque proſequimur: ſi morien-
„tium curas et ſtudia, officiorumque
„in extremo ſpiritu conſervationes per-
„ſpexerit: præcipue vero clarorum vi-
„rorum facta et conſilia, et mortes
„pro amicis, pro liberis, pro patria,
„præmeditatas et voluntarias“ o).

An einem andern Ort ſezt er auch noch hinzu:
„Innatum eſſe homini hunc ſenſum te-
„ſtimonio omnium gentium et ſeculo-
„rum plurima ſuis ſuffragiis compro-
„bantium et damnantium, ſuæ utili-
„tatis ratione omni detracta, ſatis
„confirmatur“ p).

Es iſt offenbar, und wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt, daß dieſer Trieb ein ganz eigener, beſonderer Trieb iſt, der ſich einmal durch den Trieb zur Vollkommenheit nicht erklären läßt. Das edle Mitgefühl, das wir bei den Freuden und Leiden anderer

o) S. Philoſ. moral. inſtit. compend. L. I. C. I. §. 7.

p) S. am angeführten Ort §. 18.

derer empfinden, wo von unſerm eigenen Nuzen ſo gar nichts mit unterlauft, die allgemeine Menſchenliebe, die jeder Menſch von Natur gegen den andern hat, beweiſen dieſes noch mehr. **Mitgefühl oder Sympathie** iſt in eines jeden Menſchen Herz ſo tief eingegraben, daß man auch die roheſten und wildeſten Völker nicht davon losſprechen kann. Mitgefühl, das entweder bei der Glükſeligkeit anderer oder bei ihren Leiden entſteht, und im leztern Fall **Mitleiden** heißt, wird auch durch die täglichen Beiſpiele, die wir vor uns ſehen, genug bekräftigt, und hat ſo viel Gewalt über uns, daß wir in den Fällen, wo es gewöhnlich zu entſtehen pflegt, uns deſſelben nicht enthalten können.

Hüpft uns z. B. nicht das Herz vor Freude, wann wir einen Freund, in voller Freude über den glüklichen Erfolg eines Unternehmens, auf uns zu kommen ſehen, und uns ſeine glükliche Begebenheit mit einer Sprache, die kaum Worte finden kann, erzählen hören? Scheint uns nicht ſelbſt eine Zentnerſchwere Laſt zu drücken, wann wir einen

alten

Digitized by Google

alten ehrwürdigen Greis mit ſilberweiſſen Haaren unter einer ſolchen Laſt gebückt einherſchleichen ſehen? Wird uns nicht ſelbſt angſt und bang, wann wir einen Redner in ſeiner Rede immer ſtottern und ſtammeln hören, wann wir mit anhören, mit welcher Bangigkeit des Herzens er ſeine Worte hervorbringt; und wie leicht wird es uns hingegen ums Herz, wann wir einen andern in vollem ununterbrochenem Lauf ſeine Rede vor den Ohren einer ganzen verſammleten Menge ablegen hören? daher es unter anderm leicht zu begreiffen iſt, warum das Landvolk eines der nothwendigſten Erforderniſſe eines guten Predigers darein ſezt: **daß es ihm fertig vom Munde weggeht.** — Wie verbreitet ſich nicht Furcht und Schrecken über unſere Geſichter, wann wir auf der Schaubühne einen Garrik als Hamlet vor dem Geiſte auftreten ſehen, und ſich mit demſelben in den Furcht erwekkendſten Ausdrücken und Minen unterreden hören! Aber was iſt alles das anders als Mitgefühl, als Sympathie? Und ſtehen wir an dem Krankenbette eines geliebten Freun-

des, ſehen wir mit welchen Schmerzen und Leiden er zu kämpfen hat, wie ihm die blaſſe Todesfarbe ſchon das Geſicht überzieht, ſehen wir, wie er endlich nach und nach zu einem Gerippe abzehrt, das nothwendig in kurzer Zeit eine unfehlbare Beute des Todes werden muß, erinnern wir uns dabei an ſein voriges beſſeres Schikſal, denken wir darüber nach, daß er das gegenwärtige ſo gar nicht verdient hat, hat er überdiß ſchon vorher unſere ganze Liebe: o! wie fühlt da unſere Seele beinahe die Schmerzen ſelbſt, die ihn foltern, wie wird ſie von Empfindungen durchdrungen, die ihr Innerſtes durchwühlen, wie wird ſie von Mitleiden über den erbarmungswürdigſten Zuſtand des Freundes hingeriſſen! Alle freudige angenehme Empfindungen weichen in dieſem Falle von uns, und düſtere Melancholie tritt an ihre Stelle, eben ſo als wenn das Leiden unſers Freunds unſer eigenes wäre, das wir gegenwärtig fühlten. Diß ſind die edle wohlthätige Regungen des Mitleidens, und zu welchen rechtſchaffenen und guten Handlungen ſtimmt es uns nicht! Der Freund,

den

den wir in dieſem Zuſtande vor uns ſehen, dürfte von uns begehren, was er wollte, mit Freuden würden wir es ihm geben oder thun, ſelbſt einen Theil unſers eigenen Lebens würden wir gerne für ihn hingeben, wenn wir ihn dadurch retten könnten. Hieraus ſieht man leicht, daß ſolche Handlungen, die aus dieſem Gefühl entſtehen, keine weitere Beurtheilung nöthig haben, ſondern ſchon an ſich ſelbſt als rechtſchaffene, gute, löbliche Handlungen erkannt werden, es ſey denn, daß unſer Mitleiden durch allzugroſe Schwachheit erweckt oder geleitet wird, welche daſſelbe ohne Unterſchied der Tugend wie dem Laſter, dem wahren wie dem verſtellten Unglücke gewährt, woraus dann beſonders bei Regenten leicht der groſe Fehler entſtehen kann, daß unzeitiges Mitleiden Beförderungsmittel der gröſten Laſter wird. Eben ſo iſt es auch bei dem Mitgefühl der Freude. Ich will das vorige Beiſpiel beibehalten. Wann dieſer Freund, den wir wegen ſeiner elenden Umſtände ſo ſehr bedauerten, den wir ſchon im Reich der Verweſung gleichſam ſahen, plözlich wieder Beſ-

ſerung

ſerung und Linderung ſeiner Schmerzen verſpürt, wann ſeine Kräfte wieder geſtärkt werden, und Freude und neuer Muth ihn aufs neue belebt: welches Mitgefühl von Freude durchdringt dann auch unſere ganze Seele! Wir frohloken mit ihm über die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, wir danken mit ihm, ſo feurig und freudig als er ſelbſt, dem gütigen Gott, eben als wenn wir ſelbſt in dem nämlichen Falle geweſen wären, wir lieben ihn aufs neue mit verſtärktem Eifer, durch ſeine wieder erlangte Geſundheit wird die Freundſchaft zwiſchen uns und ihm immer unzertrennlicher. — Aber es gibt auch Menſchen, ſchändliche verabſcheuungswürdige Menſchen, bei denen dieſes Gefühl der Sympathie gänzlich erſtikt zu ſeyn ſcheint, die bei den Leiden anderer fühllos bleiben können, wo die Edlern vor Schmerz beinahe vergehen, und die das Glük ihrer Brüder, wenn andere ſich darüber freuen, mit neidiſchen, misgünſtigen Augen anſehen. Und beim Anblik einer ſolchen Gattung von Menſchen zeigt ſich bei uns ein neuer, dem bisherigen entgegen geſezter Trieb.

Wir

Digitized by Google

Wir fühlen gegen ſolche einen unwiderſtehlichen Haß, ſie ſind uns ein Dorn in den Augen, ſchon ihr Anblik beleidigt uns, erregt widrige Gefühle in uns, und wir fliehen ſie, wo wir können. Diß iſt die ſogenannte Antipathie, die wol noch unerklärlicher iſt als Sympathie: denn ſie erſtreckt ſich nicht blos auf die Abneigung des Tugendhaften gegen den Laſterhaften, ſondern in den meiſten Fällen wiſſen wir davon gar keine Urſache anzugeben. Auch iſt ſie noch nie durch pſychologiſche Grundſäze befriedigend erklärt worden. Im Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde 5. B. 1. St. wird zwar hauptſächlich der Geſichtsausdruk des Satyrikers, des Hochmüthigen, der Einfalt und Dummheit und der Häßlichkeit als der Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung angegeben, und gut durch pſychologiſche Beobachtungen bewieſen: allein diß alles paßt doch nur für einzelne Subjekte, im Allgemeinen widerſpricht die Erfahrung; denn der Satyriker empfindet gegen den Satyriker, und der Einfältige und Dumme gegen den Einfältigen und Dummen keine Antipathie,

tipathie, worinn liegt alſo bei dieſen der Grund ihrer unwillkührlichen Abneigung gegen andere? Ich will es auch wirklich hier nicht erklären, denn es gehört nicht zu meinem gegenwärtigen Zweck; ich führe nur die Erſcheinung an, und könnte ſie mit einem beſonders auffallenden Beiſpiel belegen, wenn ich nicht fürchten müßte, gewiſſe Perſonen, die unumgänglich dadurch kenntlich gemacht würden, damit zu beleidigen. — Die Handlungen übrigens, die aus einer ſolchen Antipathie folgen, ſind ſelten gute Handlungen.

Zwar zeugt die Abneigung des Tugendhaften gegen den Laſterhaften von einem löblichen Abſcheu vor Laſtern; allein wer iſt immer ſo Meiſter über ſich ſelbſt, daß er ſtets nur das Laſter am Laſterhaften, nie die Perſon ſelbſt mit haßt? Und dann iſt es, wie der Verf. des genannten Aufſazes im γνωθι σαυτον ſehr richtig bemerkt, nur allzu gewöhnlich, daß wir öfters durch eine innere Verſtimmung der Seele, — ich habe dieſes an mir und andern beſonders nach dem Mittageſſen ſchon bemerkt, und daraus den, wie

mir dünkt, richtigen Schluß gemacht, daß Antipathie öfters ganz im Körper, hier in den Verdauungs-Werkzeugen, ihren Grund habe, — an andern nur ihre ſchlimmere oder ſchwächere Seite ſehen, ihre geringen Fehler zu Bergen aufthürmen, und öfters auch gegen unſere Freunde einen geheimen Widerwillen faſſen. Daraus entſteht dann öfters Verdammen und Splitterrichten eines Unſchuldigen, und eine der Sittenlehre und Religion ſehr zuwider lauffende Liebloſigkeit.

Die allgemeine Menſchenliebe iſt ein anderer Zweig des Inſtinktes des Mitgefühls. Die Frage iſt ſchon alt: ob Menſchen von Natur einander haſſen oder lieben? Ich glaube das leztere behaupten zu können, da es der Natur des Menſchen und der Abſicht des Schöpfers weit gemäſer iſt, als jenes, und da Geſellſchaft für den Menſchen ein ſo nothwendiges Bedürfniß iſt. Die Menſchen würden ohne Geſellſchaft und wechſelſeitige Hülfe nur zu einem geringen Grade von Vollkommenheit gelangen können, ſie würden ſich oft die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens nicht

ohne

Digitized by Google

ohne die gröſte Mühe anſchaffen können, mithin iſt es ſchon daraus wahrſcheinlich, daß zween oder mehrere Menſchen, die, wenn ſie einander gar nicht kannten, und von keinen Vorurtheilen wider einander eingenommen waren, von ungefähr zuſammen kommen, eher Liebe als Haß gegen einander fühlen werden. Man denke ſich einen Robinſon auf einer unbewohnten Inſel, verlaſſen von aller menſchlichen Geſellſchaft, wird der wol einen Freitag haſſen, in welchem er zum erſtenmal wieder ein menſchliches Geſchöpf erblickt? Ferner kann auch die Abſicht des Schöpfers, indem er mehr als einen Menſchen ſchuf, und dadurch für die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts ſorgte, damit nicht beſtehen, daß er dem Menſchen einen natürlichen Haß gegen andere Geſchöpfe ſeines gleichen eingepflanzt hätte, weil dadurch das Menſchengeſchlecht ſich wol nicht ſo würde erhalten haben, da keiner mit dem andern eben aus natürlichem Haß eine Verbindung würde eingegangen haben. Ueberhaupt ſind die mannigfaltigen Aeuſſerungen und Beiſpiele der Men-

ſchen-

ſchenliebe viel zu erhaben und reizend, als daß man darauf verfallen könnte, Haß ſey das erſte, was Menſchen beim erſten Anblik gegen einander fühlen. Dieſe allgemeine Menſchenliebe nun erwekt zuweilen Handlungen, welche die Aufopferung ſeines eigenen Lebens, um andere zu retten, zu Folgen haben, und öfters gegen das Geſez der Selbſtliebe zu ſtreiten ſcheinen. Und in Anſehung dieſer kommen bei der Beurtheilung ihrer Moralität verſchiedene Fälle und Umſtände vor. Ich will hier einige namhaft machen und ihre Moralität beurtheilen. Ich ſehe z. B. einen Menſchen im Waſſer unterſinken, der noch Hülfe ſucht, aus Menſchenliebe begebe ich mich in die Gefahr, ſpringe ins Waſſer, und eile dieſen Menſchen zu retten. Im Anfang fühle ich mich ſtark genug, den Wellen des Stroms zu widerſtehen, aber plözlich, indem ich meine hülfreiche Hand ausſtrecken will, falle ich mit dem Unglüklichen in eine Vertiefung, die der Strom ausgeſpült hat, und komme auf dieſe Art mit ihm ums Leben. In dieſem Fall iſt es natürlich, daß eine ſolche

Handlung, durch die ich mich in eine Gefahr begebe, die ich im Anfang nicht voraus ſah, nicht nur äuſſerſt zu entſchuldigen iſt, ſondern noch mit Recht gut und löblich genannt zu werden verdient. Wer denkt hier nicht an den edlen Retters-Tod Leopolds? Es ſey aber der Fall, daß ich einen meiner Nebenmenſchen in der äuſſerſten Lebensgefahr ſehe, und zum voraus mit Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen kann, daß es gewagt iſt, mich auch in dieſe Gefahr zu begeben, um jenen zu retten, und ich leicht darinnen umkommen kann, ich begebe mich aber doch darein, und komme dabei auch wirklich um's Leben, rette aber dadurch meinen Nebenmenſchen: ſo handle ich zwar dadurch wider die Pflichten gegen mich ſelbſt, welche nach der Natur-Moral den Pflichten gegen andere immer vorgehen; allein nach dem Zeugniß aller Rechtſchaffenen und gut Denkenden wird dieſe Handlung doch nicht als eine böſe beurtheilt, ſondern immer noch eine edle und grosmüthige Handlung genannt werden können. Kommt aber der Unglükliche mit mir zugleich in dieſer Gefahr um, ſo

kommt

Digitized by Google

kommt es darauf an, ob ich dieſes vorausſe-
hen konnte oder nicht. Iſt das erſtere, ſo iſt die Handlung ſchon weniger zu entſchuldigen, weil weder äuſſere- noch innere Pflicht vorhanden iſt, mein Leben herzugeben, wenn das Leben eines andern nicht dadurch gerettet wird. Iſt aber das leztere, ſo iſt es eben der Fall, wie der, wenn ich den Unglüklichen rette. — Am wenigſten ſind diejenigen Handlungen zu entſchuldigen, wenn ſich einer unbedachtſamer und muthwilliger Weiſe in eine Gefahr begibt, wo er vorausſieht, daß weder er, noch der andere gerettet werden kann, wenn er nemlich blos die Abſicht dabei hat, den Nachruhm eines edlen grosmüthigen Mannes dadurch zu verdienen.

Nun iſt noch einer der hauptſächlichſten Triebe des Menſchen übrig, der ſonſt auch Ausſchliessungsweiſe vor andern instinctus humanus genannt wird. Dieſer beſteht theils in dem ſogenannten **moraliſchen Gefühle**, das in der theologiſchen Sprache **Gewiſſen** heißt, theils in dem **Gefühle von Ehre**. Hier gibt es nun auch wieder Philoſophen,

wenigſtens ſolche, die es ſeyn wollen, welche das moraliſche Gefühl nicht für einen eingepflanzten und angebohrnen Trieb gelten laſſen: allein, dieſe Meinung wird ſchon durch die Erfahrung widerlegt, weil man bei jedem, auch dem unkultivirteſten Menſchen, ein gewiſſes natürliches Gefühl von Gutem und Böſem bemerkt. — Ich gebe zwar zu, daß Erziehung ihren groſen Antheil an dieſem Gefühle hat, aber offenbar nur in ſo fern ſie es ſchärfen oder abſtumpfen kann, erſt gegeben oder gänzlich getödtet kann es von ihr nicht werden. Es iſt ſchon ohne ſie da, und erhält ſich auch ohne ſie, erhält ſich ſelbſt gegen eine gefliſſentliche Erziehung zum Gegentheil. Man ſieht dieſes an ſolchen, deren Erziehung entweder noch nicht vollendet iſt, oder die gar keiner kultivirten Erziehung genieſſen, an Kindern und Wilden. Schon kleine Kinder wiſſen einen Unterſchied zu machen, zwiſchen dem was recht und unrecht iſt. — Wilde, ungeſittete, unkultivirte Völker wiſſen von Natur, ohne einigen vorhergegangenen Unterricht, daß gewiſſe Handlungen,

gen, z. B. einen andern Menſchen ohne vorhergegangene Beleidigung zu tödten, oder unglüklich zu machen, ſchändliche unrechtmäſige Handlungen ſind. — Und man wende mir hier nicht ein, daß die Kannibalen, Karaiben und andere, ſo viele unſchuldige Menſchen, die ihnen in ihrem Leben nichts Böſes gethan haben, ſchlachten und auffreſſen, blos weil ſie Weiſſe ſind. Gethan oder nicht gethan, iſt hier einerlei, ſie glauben wenigſtens von ihnen beleidigt zu ſeyn, und wer will es den unglüklichen Schwarzen verargen, daß ſie, gereizt durch die unmenſchliche Grauſamkeit der weiſſen Europäer, nun die weiſſe Farbe der Haut zum Kennzeichen ihrer Feinde gemacht haben, und deswegen einen jeden Weiſſen als ihren Feind behandeln, und ſeinen Grauſamkeiten zuvorkommen wollen? Ohne eine ſolche von uns ſelbſt in ihnen erregte Meinung, würden wir von ihren Grauſamkeiten nie etwas gehört haben, die gegen das moraliſche Gefühl zu ſtreiten ſcheinen. — Unter uns kultivirten Menſchen fühlt jeder in ſeinem Herzen, auch ohne daß es ihm jemand

Digitized by Google

ſagt, daß niederträchtige grauſame Behandlung eines andern unedle, verabſcheuungswürdige Thaten ſind, es iſt eine unvorſezliche Regung ſeines Herzens, ein unwillkührliches Gefühl, daß er es für eine ſchlechte und ſchändliche Handlung halten muß, wenn andere einen dritten auf dieſe Art behandeln. Es gibt unter tauſend Menſchen nicht Einen, der Handlungen, die den Geſezen der Natur nach unrechtmäſig ſind, für rechtmäſig und löblich hielte. Das ganze Menſchengeſchlecht fällt einerlei Urtheile über ſolche Handlungen, und keiner von allen kann ſich von dem Gegentheil überzeugen. Beweiſes genug, daß dieſes Gefühl ein wirklich urſprünglich eingepflanzter und angebohrner Trieb des Menſchen iſt. — Die Handlungen aber, welche dieſes Gefühl veranlaßt, können, wenn wir es gehörig in uns wirken laſſen, nicht anders als gut und rechtſchaffen ſeyn. Wenn wir durch dieſes Gefühl bewogen, alle gute Thaten in ihrer ganzen Güte, und alle böſe und widerrechtliche in ihrer ganzen Schändlichkeit uns vorſtellen, und diß wird geſchehen, wenn wir

das

das Gefühl nicht unterdrücken, ſo werden wir durch die Abſcheulichkeit böſer, und durch die liebenswürdige Rechtſchaffenheit guter Handlungen, die wir uns auf dieſe Art in ihrer ganzen Gröſe vorſtellen, ſo ſtark von jenen abgeſchreckt und zu dieſen gereizt werden, daß wir gewiß nie die erſtern den leztern vorziehen werden. Daraus ſieht man alſo, daß dieſes Gefühl, wenn man es gehörig wirken läßt, immer nur gute rechtſchaffene Handlungen in uns erweckt.

Der ſtarke, und in ſowol wichtigen, als mannigfaltigen Wirkungen ſich äuſſernde Trieb der Ehrbegierde iſt ebenfalls ein ſolcher Trieb, der Ausſchlieſſungsweiſe humanus genannt zu werden verdient. Mancher thut auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht, und wagt oft Leib und Leben daran, um dieſen Trieb zu befriedigen. Auch iſt er ſo allgemein ausgebreitet, daß man nicht leicht jemand finden wird, der gleichgültig gegen das, was man von ſeinen Fähigkeiten, von ſeinem moraliſchen Charakter und ſeinen übrigen Eigenſchaften ſpricht, gleichgültig gegen Lob und

Digitized by Google

Tadel ſeyn könnte. Jedem Menſchen iſt dar-
an gelegen, daß andere mehr Gutes als Bö-
ſes von ihm ſprechen. — Niemand kann
gleichgültig dabei bleiben, wenn er höret oder
weiß, daß man Böſes von ihm ſpricht, oder
geſprochen hat, ſein Blut kommt dabei in
eine kochende Wallung, ſeine Muskeln und
Adern ſchwellen auf, ſein Geſicht wird abwech-
ſelnd bald blaß bald roth, und Zorn, grim-
miger, wütender Zorn bemächtigt ſich ſeiner
Seele. Kränkung der Ehre erwekt härtere
und unverſöhnlichere Feindſchaften, als jede
andere Kränkung am Leben, Leibe, oder ſonſt
einem Gut. Schon oft hat ſich der Fall er-
eignet, daß gekränkte Ehre nicht anderſt be-
friedigt werden konnte, als durch den Tod
des Beleidigers, und zuweilen auch des Be-
leidigten. Kein Trieb fordert, wenn er ver-
lezt wird, ſo ſehr zur Rache auf, und keine
Rache iſt ſchrecklicher als die der gekränkten
Ehre. Wenn man aber dieſem Triebe ſeine
gehörige Richtung gibt, ſo iſt er einer der
edelſten Triebe des Menſchen. Allein es gibt
ſo manche Ausartungen davon, daß ſeine Fol-

gen

gen, im Ganzen genommen, eben ſo viel Nachtheil als Nuzen bringen. Falſch verſtandene Ehre, Ehrgeiz, Ruhmſucht, Hochmuth und Eitelkeit ſind ſolche Ausartungen, die alle von dem Triebe zur Ehre abſtammen.

Falſch verſtandene Ehre äuſſert ſich theils in den Gegenſtänden, in welchen man Ehre ſucht, theils in der Art, Ehre zu ſuchen, und ſie zu erhalten. Falſch verſtandene Ehre iſts, wenn man ſie in Gegenſtänden und Handlungen ſucht, die kein edeldenkender billigen kann. So gibt es Leute, Schandflecken der Menſchheit, die ſo alle menſchliche Natur und Würde abgelegt, ſo ſehr zum Vieh und unter das Vieh ſich herabernidrigt haben, daß ſie eine Ehre darinn ſuchen, ihre ſchändliche, von allen Rechtſchaffenen verabſcheute, Handlungen als heldenmäſige Thaten der Welt anzupreiſen, und die natürlichen Folgen und Strafen ihrer Laſter als Siegeszeichen auszuhängen q). Falſch ver-

q) Den pſychologiſchen Grund dieſer Ausartung ſchlage man in der vorhergehenden Abhandlung nach.

ſtandene Ehre iſts aber auch, wenn gewiſſe Menſchen, — und diß iſt hauptſächlich im Soldatenleben und auf Univerſitäten der Fall — ohne gerade in Affekt zu kommen, ihre verlezte, oder verlezt ſcheinende Ehre durch nichts anders, als durch ihren oder ihres Gegners Tod wieder herſtellen zu können glauben. Der Jüngling auf Univerſitäten, der entweder keine rechte Begriffe von Ehre mitbringt, oder hier ganz andere lernt, bekommt in der Geſellſchaft von andern Jünglingen, deren Begriffe von Ehre alle ſchon verſchroben ſind, den Begriff von Ehre, daß es ſchimpflich ſey, ſeine beleidigte Ehre anderſt als mit einer blutigen Ausforderung des Beleidigers zu rächen. Der andere, der die gleiche Begriffe hat, und nicht vernünftiger denkt, als jener, nimmt die Ausforderung an, und einer von ihnen, oder zuweilen beede, bleiben auf dem Plaze. — Im Soldatenſtande bringt eben dieſes eine jedoch — mehr gezwungene Urſache hervor. Der Offizier, dem ſeine Ehre ſo theuer und unverlezbar, als ein Heiligthum ſeyn ſoll, muß nach gewiſſen Vorurtheilen, denen er

no-

Digitized by Google

nolens volens unterworfen iſt, einen andern, der ihn an ſeiner Ehre gekränkt hat, auf Leben und Tod herausfordern; und dieſer muß nach den Vorurtheilen ſeines Standes, wenn er nicht ſeine eigene Ehre, und ſeine Stelle verlieren will, auf dieſe Ausforderung zum Zweikampf erſcheinen, wenn er auch als ein vernünftiger Mann ganz anders dächte, aber entweder aus Liebe zu ſeinem Fürſten, oder aus andern Urſachen ſeine Stelle nicht fahren laſſen will. — Die Handlungen nun, die bei jener Gattung von Menſchen, die ſich aus der Schande eine Ehre machen, entſtehen, ſind, wie man leicht ſehen wird, böſe, verabſcheuungswürdige Handlungen. Da es immer auch wieder ſo elende, niederträchtige Kreaturen gibt, die dieſen Ungeheuern bei der heldenmäſigen Erzählung ihrer Schandthaten Beifall zulächeln, ſo werden ſie dadurch in ihrer falſchen Meinung von der Ehre noch mehr beſtärkt, und der Vorſaz wird veſter in ihnen, auf dieſem Wege fortzufahren, da ſie doch Lob und Beifall davon einerndten. Und ſo verlieren ſie endlich alles

mora:

moraliſche Gefühl, und ſinken in Vernunſt und Sittlichkeit unter das unvernünftige Vieh herab. Bei der leztern Gattung von Menſchen aber, die ihre Ehre nur durch blutigen Zweikampf retten zu können glauben, iſt der Jüngling auf Univerſitäten von dem Soldaten wohl zu unterſcheiden. Jener nimmt ungeprüft und unbedachtſamer Weiſe alles an, was ihm andere ſagen: kommt er nun in den Fall, daß er ſeine gekränkte Ehre retten ſoll, ſo rennt er unbedachtſam in ſein Verderben, er glaubt mit Heldenmuth ſeine groſe That ausführen zu müſſen, der Beifall ſeiner Kameraden gibt ihm noch mehr Muth, und muntert ihn noch mehr auf; und wenn er endlich fällt, ſo glaubt er noch mit Ruhm und Ehre geſtorben zu ſeyn, da ihm die Geſeze ſtatt der Ehrenſäule eine Schandſäule errichten, ihm, der muthwillig und unvorſichtig ſein Leben hingab, das er zum Dienſt und Nuzen des Vaterlandes hätte anwenden ſollen. Man ſieht alſo hieraus, wie die Handlungen eines ſolchen Menſchen beſchaffen ſind. — Der Soldat hingegen, der durch falſch angenommene Geſeze der Ehre

ſei=

ſeinem Gegner ſein Leben aufopfern muß, iſt mehr zu entſchuldigen. Er kann den Vorurtheilen ſeines Standes weniger ausweichen, und muß daher, wenn er nicht Ehre und Stelle verlieren will, mit ſeinem Gegner ſich ſchlagen, und kommt er dabei ums Leben, ſo iſt er immer noch mehr zu bedauren, als zu tadeln. Diejenigen hingegen auch unter den Soldaten, die muthwillig ſich mit jedem ſchlagen, oder im Zweikampf nicht nachlaſſen wollen, bis einer von beeden fällt, nur um den Ruhm eines muthigen und beherzten Mannes zu erlangen, ſind in dem nemlichen Falle, wie der oben angeführte Jüngling.

Eine andere Ausartung des Ehrtriebes iſt der übertriebene **Ehrgeiz**. Ein ſolcher Ehrgeiziger ſtrebt ohne allen Endzweck nach Ehre und Ruhm, und opfert öfters dabei auf, was ihm nach den Geſezen aufzuopfern nicht erlaubt iſt.

Der **Ruhmſüchtige** hat nur den Endzweck, daß man überall weit und breit von ihm ſprechen ſoll. Er beneidet jeden, an dem er eben ſo groſe oder gröſere Vorzüge

erblickt, als an ſich, und wenn er auch wirklich nach groſen Eigenſchaften ſtrebt, ſo iſt nur Ruhm ſein Endzweck, und er hat nicht die Abſicht, etwas Gutes dadurch zu ſtiften.

Der Hochmüthige ſtrebt nimmer weiter nach Erreichung der Ehre und des Ruhms, er glaubt beides ſchon genug zu beſitzen. Dieſe Vorſtellung verdunkelt ihm alle ſeine Fehler, er glaubt der vollkommenſte Menſch zu ſeyn. Nichts kann ihn mehr aufbringen, als wenn man die Ehrenbezeugungen, die ſeinem Hochmuth ſchmeicheln, und die er für Schuldigkeit hält, gegen ihn unterläßt.

Eitelkeit endlich iſt derjenige ausartende Fehler der Ehrliebe, wenn man dasjenige am höchſten ſchätzt, was am wenigſten werth iſt. Titel, Rang, Kleidung und andere Kleinigkeiten, ſollen dem Eiteln ein Gewicht in den Augen anderer geben. Er gibt deswegen jedem Schmeichler gerne Gehör, und nichts kann ihn mehr freuen, als wenn man ſolche Kleinigkeiten an ihm lobt. Es iſt ihm nicht genug zu ſehen, wie andere dergleichen Vollkommenheiten an ihm entdecken, er ſucht

ihnen

ihnen zuvor zu kommen, und ihnen ſeine Vollkommenheiten gleich Anfangs zu zeigen, und ſpricht immer davon.

Daß nun Handlungen, die aus dieſen abartenden Fehlern der Ehrliebe aus Ehrgeiz, Ruhmſucht, Hochmuth und Eitelkeit, herkommen, keine gute und löbliche Handlungen genannt werden können, iſt ſchon daraus klar, weil es Fehler und Ausartungen ſind.

Der **wahrhaftig Ehrliebende** hingegen, der ſeinem Triebe zur Ehre die gehörige Richtung gibt, ſucht durch wahre Vollkommenheiten und rechtſchaffene Handlungen wahre, gegründete Ehre zu erlangen. Er iſt zwar auch nicht gleichgültig gegen Lob und Tadel anderer, denn diß ſtimmte mit dem Begriffe der wahren Ehrbegierde nicht überein, aber er iſt blos gegen das Lob und den Tadel der Edlen und Rechtſchaffenen empfindlich, was der gemeine Hauffe von Menſchen von ihm ſagt, iſt ihm gleichgültig. Er erkennt die Unvollkommenheit ſeiner Kräfte, und ſchäzt ſie nicht höher, als ſie wirklich ſind. Er ringt nur nach wahren Vollkommenheiten und

Vor-

Digitized by Google

Vorzügen, Kleinigkeiten, wie Titel, Rang und dergl. ſind ihm nichts. Aus dieſer Urſache verfällt er nie in die Fehler des Ehrgeizes, der Ruhmſucht, des Hochmuths oder der Eitelkeit. Seine Handlungen ſind ein beſtändiges Beſtreben, ſich zu immer höherer wahrer Vollkommenheit zu erheben, er wählt dazu die beſten rechtmäſigſten Mittel, und ſeine Abſicht dabei iſt, ſich die Liebe anderer damit zu erwerben, und dadurch ſo viel Gutes zu ſtiften, als ihm möglich iſt. Er wendet ſeine Kräfte dazu an, um in dem Amt oder Stand, worinn er ſich befindet, mit Ehren beſtehen zu können. Lauter löbliche und rechtſchaffene Handlungen ſind alſo die Folgen ſeiner Ehrbegierde.

Dieſes ſind nun, wie mir dünkt, die vornehmſten menſchlichen Triebe, die auf unſere Handlungen Einfluß haben, freilich bald mehr, bald weniger, bald merklicher, bald unmerklicher. — Oft kann es geſchehen, daß wir den Grund unſerer Handlungen und ihre Bewegurſache uns ſelbſt nicht angeben kön-

Digitized by Google

können, und ſie iſt keine andere als ein auf dunkeln Vorſtellungen beruhender Inſtinkt.

Es erhellt übrigens aus dem bisherigen die Wahrheit der Behauptung unſerer neueren Philoſophen und Pädagogen, daß alle unſere Triebe urſprünglich gut ſind, und nur durch Ausartung fehlerhaft werden. Denn man findet, daß diejenigen Handlungen, welche aus einem noch unverdorbenen Inſtinkt entſtehen, immer gut, und nur diejenigen böſe ſind, welche der ausgeartete Trieb veranlaßt. Auch iſt dieſes ſchon à priori begreiflich. Die menſchlichen Triebe haben, ſo wie alle Seelenkräfte und Fähigkeiten, die uns Gott anerſchaffen hat, die Beförderung unſerer Glükſeligkeit zum Endzweck, und daraus folgt, daß ſie alſo an ſich ſelbſt moraliſch gut ſeyn, und moraliſch gute Folgen haben müſſen, weil jene ohne dieſe nicht erreicht werden kann. Ueberdiß lehrt die Erfahrung, daß wirklich die Triebe der Selbſtliebe, Selbſterhaltung, Erhaltung des Geſchlechts, der Nachahmung, der Liebe, der Dankbarkeit, der Vervollkommnung, der allgemei-

meinen Menſchenliebe, des moraliſchen Gefühls, und der Ehrliebe, wenn ſie rein erhalten werden, und man ſie ungehindert wirken läßt, lauter gute Handlungen erzeugen, und nur ihre Ausartungen in Eigenliebe, Eigennuz, Affenliebe, neidiſche und misgünſtige Nacheiferung, unordentliche Geſchlechtsliebe, Leichtſinn und überwiegende Sinnlichkeit, und Ehrgeiz, Ruhmſucht, Hochmuth und Eitelkeit, die Quelle von Laſtern und fehlerhaften Handlungen werden.

Noch muß ich zum Beſchluß folgendes anmerken: Man wird mir vielleicht den Einwurf machen, daß Handlungen, die auf Inſtinkten beruhen, welche nur auf ganz dunkle Vorſtellungen ſich gründen, keiner Moralität fähig ſeyen; allein ich antworte hierauf, daß dem wirklich ſo wäre, wenn wir nur Inſtinkte, nicht auch Vernunft hätten, die jene leiten ſoll. Und dann gilt dieſer Einwurf hauptſächlich nur nicht ſowol für die Inſtinkte, als vielmehr für die Affekten. Aus dieſen, wo wir öfters ohne Bewußtſeyn handeln, folgen Handlungen, die ſelten einer Beurtheilung ihrer Sittlichkeit fähig ſind, aber Inſtinkte und Affekten ſind dem Grade nach zu ſehr von einander unterſchieden, als daß man ſie in eine Klaſſe werfen, und jene wie dieſe beurtheilen könnte.

XI. Ueber

XI.

Ueber das Sprichwort:

Nitimur in vetitum,

oder

Geſtohlen Brod ſchmeckt gut.

Digitized by Google

XI.

Ueber das Sprichwort: nitimur in vetitum, oder: geſtohlen Brod ſchmeckt gut. r)

So wie ſehr viele Sprichwörter aus der Beobachtung dieſer oder jener Seelenwirkungen entſtanden ſind, ſo auch dieſes. Der Römer drückt es ſo aus: nitimur in vetitum ſemper, cupimusque negata, und der Deutſche durch ein energiſches: geſtohlen Brod ſchmeckt gut. Beide das lateiniſche und das Deutſche haben im Grunde einerlei

r) Sollte dieſe Abhandlung, als Probe, Beifall finden, ſo folgt ihr vielleicht einſt eine pſychologiſche Behandlung der Sprichwörter überhaupt nach.

Bedeutung, nur daß jenes mehr das antecedens, dieſes mehr das conſequens anzeigt, das lateiniſche aber ſcheint mir pſychologiſch richtiger zu ſeyn; aus was für Gründen, wird unten angezeigt werden. — Daß übrigens zwo und mehrere Sprachen dieſes Sprichwort miteinander gemein haben, beweißt die Allgemeinheit der Erſcheinung, worauf es ſich gründet. Beides die Neigung zum Verbotenen, die das lateiniſche, und das Vergnügen im Genuß des Verbotenen, welches das deutſche Sprichwort ausdrückt, ſind ſehr allgemein, und jene mehr noch als dieſes. Die Erfahrung lehrt, daß die Menſchen nicht nur überhaupt eine Neigung dazu haben, von dem, was recht und gut iſt, abzuweichen, ſondern dieſes beſonders alsdann zu thun, wann das Gute durch ausdrückliche poſitive Geſeze befohlen, oder das Böſe durch poſitive Verbote unterſagt wird. In dieſem Falle fühlt man einen unwiderſtehlichen Reiz gerade gegen das Geſez oder Verbot zu handeln. Ja man kann an gewiſſen Menſchen die Erfahrung machen, daß man ihnen nur etwas zu ver-

bie-

Digitized by Google

bieten braucht, wenn man haben will, daß ſie das Abgezwekte thun ſollen. — Auch lehrt die Erfahrung, daß öfters — ich ſage mit Vorbedacht öfters, nicht immer — der Genuß einer Sache mehr Vergnügen gewährt, wenn ſie verboten war, als wenn man ſie auf erlaubten Wegen hätte genieſſen können. Und in ſo fern enthält dieſes Sprichwort eine unwiderſprechliche pſychologiſche Erfahrung.

Allein ich glaube, daß es doch, beſonders ſo, wie es im Deutſchen ausgedrückt wird, zuweilen eine Einſchränkung leidet. Die Neigung zum Verbotenen iſt zwar allgemein, und es iſt ein ſeltener Fall, wo ſie bei einem Verbote ſich nicht äuſſern ſollte: was aber das Vergnügen im Genuß des Verbotenen betrift, ſo iſt zwar auch wahr, daß er oft ſehr viele Reize hat, und groſes Vergnügen gewährt, allein es gibt dann doch auch wieder Fälle, wo, wenn Drang und Trieb nach dem Verbotenen noch ſo ſtark war, der Genuß ſelber anfängt, eckelhaft zu werden, und man doch das Vergnügen dabei nicht findet, das man erwartet hatte, und wo

alsdann eben der Gedanke: es iſt verboten, den Genuß in etwas verbittert und das Vergnügen vermindert.

Die Fälle demnach, in welchen hauptſächlich der Genuß des Verbotenen Vergnügen gewährt, oder nicht, ſind, meinen Beobachtungen nach, vornemlich folgende:

1) Er gewährt Vergnügen, wo entweder **keine Entdeckung zu befürchten iſt**, oder wo die Entdeckung nichts oder nicht viel auf ſich hat. Die abſcheulichſten Bubenſtücke werden mit dem gröſten Vergnügen ausgeführt, ſo bald man gewiß iſt, daß ſie nicht entdeckt werden können; und bei unbedeutendern geſezwidrigen Handlungen verbittert der Gedanke an die Entdeckung das Vergnügen nicht, weil ſie theils immer noch ungewiß iſt, theils, weil man denkt, daß auch die allenfalſige Entdekkung nicht ſo viel auf ſich habe.

2) Er gewährt Vergnügen, wo **die verbotene Sache unter keinerlei Umſtänden auf erlaubten Wegen genoſſen werden kann**. Sieht man während des Genuſſes der verbotenen Sache gar keine Möglichkeit

ein,

ein, wie derſelbe auf eine andere Art, ohne ein Geſez oder Verbot zu überſchreiten, hätte erreicht werden können, iſt dabei dieſe Sache von groſem Belang: ſo wird wieder das Vergnügen im Genuſſe nicht ſo leicht geſtört, man ſieht ihn gleichſam für Nothwendigkeit an, und denkt an die Folgen nicht.

3) Er gewährt aber kein, wenigſtens kein ununterbrochenes **Vergnügen**, wenn **Entdeckung** mit Wahrſcheinlichkeit zu **befürchten iſt.** Man verſtehe mich aber recht, und beobachte den Unterſchied zwiſchen Neigung und wirklichem Genuß. Neigung zum Verbotenen wird durch die Furcht vor der Entdeckung nicht geſchwächt, aber das Vergnügen im wirklichen Genuß wird dadurch ſehr vermindert. Beim Genuß iſt ohnehin das wilde Feuer, das Andringen der Lebensgeiſter nicht mehr ſo, wie beim Entſchluß, es können beim Genuſſe nun ſchon auch wieder andere Vorſtellungen Plaz finden; und iſt unter dieſen die Furcht vor der Entdeckung, ſo vermindert ſie das Vergnügen um vieles. Geſtohlen Brod ſchmeckt gewiß nimmer gut,

wenn man entweder den Eigenthümer, oder den Polizeiwächter, oder den Henker im Angeſicht hat.

4) Er gewährt geringeres Vergnügen, wenn die verbotene Sache unter andern Umſtänden ohne Verbot hätte genoſſen werden können. Es gibt z. B. Geſeze und Verbote, die nur eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen angehen. Folgt nun einer aus dieſer Klaſſe ſeiner Neigung zum Verbotenen, und genieſt ein Vergnügen, das ihm, in einer andern Lage, zu genieſſen unverwehrt geweſen wäre, genieſt ers beſonders in Geſellſchaft ſolcher, die durch ihren Stand und ihr Verhältniß nicht abgehalten werden, ſo benimmt immer der Gedanke an ſeine beſondere Einſchränkung den Genuß von ſeinem Vergnügen.

5) Auch iſt es leicht begreiflich, warum der Genuß des Verbotenen nicht mehr das Vergnügen gewährt, wie das Streben darnach. Denn fürs erſte betrachtet man dieſe Neigung als Inſtinkt oder als Ausartung eines Inſtinktes, ſo hat ſie mit allen Trieben

das

gemein, daß ſie nach der Befriedigung aufhört, angenehm zu ſeyn; und fürs zweite lehrt eine andere Erfahrung, daß unſer gröſtes Vergnügen nicht im Genuß, ſondern im Streben darnach beſteht. s)

Man ſieht alſo daraus, daß dieſes Sprichwort wirklich ſeine Einſchränkungen leidet, und diß iſt der Fall mit den meiſten. Das lateiniſche hingegen behauptet ſeine Allgemeinheit viel ſtärker.

Woher läßt ſich nun aber dieſe übrigens unwiderſprechliche Erſcheinung **erklären**? Ich glaube, ſie iſt ſehr leicht zu erklären, und zwar aus dem **Drang der Seele nach freier Thätigkeit.** Unſere Seele will und muß nicht nur immer und unaufhörlich beſchäftigt ſeyn, ſondern ſie muß, wenn ſie vergnügt ſeyn ſoll, ihre Thätigkeit auch ungehindert und nach ihren ſelbſtgewählten Vorſtellungen ausüben können. Was demnach dieſe Thätigkeit unterbricht, oder ſie zwar wirkſam erhält, aber mit Gewalt auf andere Gegenſtände und

fremd=

s) Davon ſ. die VII. Abhandlung.

fremde Vorſtellungen lenkt, iſt ihr unange-nehm, ſie ſucht ihm auszuweichen, und ihre Thätigkeit wieder in den vorigen Lauf zu bringen. Daher dann die unwiderſtehliche Neigung, gerade dasjenige zu thun, was verboten, oder dem entgegen zu handeln, was befohlen wird. Wenn alſo z. B. ein Menſch in einer gewiſſen Art von Beſchäftigung oder auch Vergnügen die Kräften ſeiner Seele am liebſten übt, und es kommt nun ein Verbot dazwiſchen, welches ihn in dieſer Art der Thätigkeit ſeiner Seele ſtört oder einſchränkt: ſo wird dadurch ſeinen Vorſtellungen Zwang angethan, dieſer Zwang misfällt, und die Seele ſtrebt deswegen die Feſſeln zu zerreiſſen, die ſie hielten, und fühlt jezt eine um ſo ſtärkere Neigung, gerade dasjenige zu thun, was verboten wurde. — Aus eben der Urſache läßt es ſich dann auch erklären, warum ſelbſt das Gute, wenn es verboten wird, nur deſto gewiſſer gethan wird. Daher die vielen Beiſpiele in der Geſchichte, wie wenig öfters Einſchränkung in der öffentlichen Religionsübung, Zwang zu Geſez- und Gewiſſenswi-

dri-

drigen Handlungen ausrichtete; daher die Urſache, warum die ecclesia pressa von jeher nur immer mehr wuchs, je mehr ſie gedrückt wurde. — Schwierigkeiten hemmen nur ſelten den Flug und Schwung der Seele, ſie ſtärken und befördern ihn vielmehr, und ein Gut wird nur um ſo eifriger geſucht, je mehr Schwierigkeiten ſich der Erreichung deſſelben entgegen ſtellen, und ſind dann die Schwierigkeiten überwunden, und iſt der vorgeſezte Endzweck erreicht, ſo iſt das Vergnügen um ſo gröſer. Daher dann das Vergnügen im Genuß des Verbotenen, wodurch aller Schwierigkeit ungeachtet, die freie Thätigkeit der Seele wieder hergeſtellt wurde.

Wie aber, wenn wir vorher kein Verlangen nach dem hatten, was nun verboten wird, und die Neigung zum Verbotenen ſtellt ſich nun nach dem Verbot doch ein? Wie läßt ſich das erklären? Die Erfahrung lehrt, daß viele Menſchen, beſonders Kinder, wenn ſie auch ſonſt kein Verlangen darnach hatten, etwas zu thun, oder zu genieſſen, nun erſt eine ſtarke Neigung

gung

gung dazu bekommen, wann es ihnen verboten wird. — Hier ſcheint doch die freie Thätigkeit der Seele nicht gehemmt zu werden, weil ſie auch vorher nicht auf dasjenige gerichtet war, was nun verboten iſt. Allein auch dieſe Erſcheinung läßt ſich doch auf eben die Art erklären. Das Verlangen nach dem was verboten wird, geht zwar hier dem Verbot nicht vor, weil ignoti nulla cupido iſt, iſt aber einmal das Verbot da, ſo iſt eben damit auch die verbotene Sache bekannt, und nun erwacht auch die Begierde darnach: denn man denkt ſich aus der Analogie ähnlicher Fälle das Verbotene als etwas Angenehmes, die Thätigkeit der Seele wird alſo nun gleich darauf gerichtet, das Verbot hemmt demnach dieſe, und erweckt dadurch Misvergnügen, die Seele ſucht ihre freie Thätigkeit wieder herzuſtellen, und nun iſt die Neigung zum Verbotenen in ihrer ganzen Stärke da.

Diß iſt die philoſophiſche und pſychologiſche Erklärung dieſer Erſcheinung, wodurch

ich

ich aber der theologiſchen über den erſten Urſprung derſelben von ihrem Werthe nichts benehmen will. Ich kann mich aber auf dieſe hier um ſo weniger einlaſſen, weil diß dem Endzweck dieſer Schrift nicht entſprechen würde.

Für die Erziehung folgen übrigens aus dieſer Erſcheinung einige wichtige Regeln.

1) Man verbiete nicht viel, um ſich des Erfolgs deſto eher zu verſichern. Wer ſeinen Zöglingen viel verbietet, wird am meiſten betrogen, und erreicht ſeinen Endzweck am wenigſten: denn je mehr man verbietet, deſto ſtärker wird die Neigung zum Verbotenen, und man kann die Erfahrung leicht machen, daß diejenigen Erzieher und Erzieherinnen, welche den gröſten Theil ihrer Erziehungskunſt in immerwährende Verbote ſezen, weit weniger ausrichten, als diejenigen, die zwar wenig, aber dieſes wenige mit Nachdruck und Ernſt verbieten, und, was bei den erſtern ſelten der Fall iſt, auch nachſehen, ob das Verbotene wirklich unterlaſſen worden iſt.

2) Man

2) Man verbiete den Kindern nichts, das ihnen noch unbekannt iſt, und warne ſie nicht vor unbekannten Laſtern. Denn es könnte leicht geſchehen, daß man das Laſter, wovor man ſie bewahren wollte, ihnen durch Verbieten und Warnen erſt lehrte, und die Neigung zum Verbotenen bei ihnen dadurch erſt reizte, daß ſie nun doch auch verſuchen wollten, wie denn das Verbotene ſchmeckt.

XII. Ueber

Digitized by Google

XII.

Ueber den ſcheinbaren Hang der Kinder zur Grauſamkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

XII.

Ueber den ſcheinbaren Hang der Kinder zur Grauſamkeit.

Bei der Beobachtung der Kinderſeele kommen uns ſo vielerlei Erſcheinungen, und unter dieſen ſo manche vor, die ſich ohne pſychologiſche Kenntniſſe ſchlechterdings gar nicht, öfters aber auch mit ſolchen ſchwer erklären laſſen, und wo deswegen der Erzieher, wenn er nicht, — was man aber bei keinem ſollte vermuthen dürfen — zugleich Pſycholog iſt, Trugſchlüſſe macht, und auf dieſe praktiſche Grundſäze bauet, die ſeine Erziehung fehlerhaft und zweckwidrig machen. Unter Erſcheinungen dieſer Art gehört auch der ſchein-

bare Hang der Kinder zur Grauſamkeit.

Man bemerkt nemlich an Kindern beinahe allgemein, daß ſie ein Vergnügen daran finden, kleine Thierchen, wie z. B. Mükken, Käfer ꝛc. nicht blos mit einem Drucke der Hand zu tödten, ſondern ſie vorher einige Zeit zu martern, ihnen die Glieder nach und nach auszureiſſen, oder, wie z. B. aus den Maienkäfern ſich Spielwerke mit ihren Qualen zu machen, Windmühlen aus lebendig geſpiesten Maienkäfern zu verfertigen, und dergl. — Man bemerkt, daß ſie dieſes alles mit einem gewiſſen heroiſchen Vergnügen thun, und ſich gleichſam an den Qualen dieſer kleinen Geſchöpfe waiden.

Zu dieſem Hang gehört auch die Erfahrung, daß Kinder Erzählungen von kriegeriſchen, ſelbſt grauſam kriegeriſchen Begebenheiten ſehr gern hören. Sie ſind bei ſolchen Erzählungen ganz Auge und Ohr, und je ſchrecklicher und hautſchauernder, deſto angenehmer und unterhaltender für ſie. Ich hatte einſt zween Zöglinge, die in der hiſtoriſchen Lektion nie

auſ-

aufmerkſamer zuhörten, als wann ich ihnen aus der Geſchichte recht ſchreckliche Erzählungen von den Grauſamkeiten des Kriegs zum Beſten geben konnte.

Auch ſpielen ſie immer dergleichen Spiele am liebſten. Kriege, Exekutionen und Todesſtrafen ſind gar oft der Gegenſtand ihrer nachahmenden Spiele, und wo ſie keine wirklichen, wiewol in dieſem Fall meiſt lebloſen Dinge haben, an denen ſie dergleichen Grauſamkeiten der Todesſtrafen ꝛc. verüben können, ſo denken ſie ſich ſolche, und die Exekution geht nun in Gedanken vor ſich. Einer der obgenannten Knaben machte mich oft über ſolche Spiele lachen. Wann er entweder allein oder mit ſeinem Bruder auf dem Hofe ſpielte, ſo waren meiſtens ſolche kriegeriſche oder grauſame Handlungen der Gegenſtand ſeiner Spiele, wiewol öfters nur erdichtet, und in der Einbildung, beſonders wann er, was er ſehr leicht konnte, ſich allein mit ſolchen Spielen beſchäfftigte. Da kam er dann öfters zu mir, uud erzählte mir: „nun hab ich den Krieg gewonnen, ich habe dem feind-

lichen General den Kopf mitten von einander gehauen, und die Soldaten hab ich alle todt geſchlagen.“ Ein andermal kam er und erzählt', ich habe drei Soldaten aufhängen laſſen, einen hab ich erſchieſſen laſſen, zwei, drei ſind enthauptet worden, u. ſ. w. Und dabei leuchtete ein gewiſſer Stolz auf ſeine groſe Thaten und ein gewiſſer Heroiſmus aus ſeinem Geſichte hervor, der ihm in der That recht gut ließ.

In Kupfer-Sammlungen ſuchen ſie ebenfalls am liebſten dergleichen Vorſtellungen, wo grauſame und kriegeriſche Begebenheiten abgebildet ſind, und verweilen am längſten dabei. Der ſo eben genannte Knabe ſuchte, wann er in den Kupfern zum Baſedow'ſchen Elementar-Werk blätterte, beinahe immer erſt diejenigen Vorſtellungen auf, wo die Exekutionen des Enthauptens, Hängens, Räderns und dergl. vorgenommen werden, wo Schlachten abgebildet ſind, wo Reiſende von Straſſenräubern angefallen werden, u. dgl. und verweilte lange mit unverwandtem Blicke darauf. — Ich habe aber

diese

Bemerkung nicht blos bei dieſem, ſondern auch ſchon bei mehreren Kindern gemacht, und erinnere mich auch von mir ſelbſt des nemlichen aus den Jahren meiner Kindheit und erſten Jugend. Ueberhaupt iſt ſie, glaube ich, beſonders bei lebhaften Kindern, allgemein zu machen.

Und wenn man nun alle dieſe Erfahrungen zuſammen nimmt, ſo iſt dieſe Erſcheinung nicht mehr ſchwer zu erklären. Offenbar iſt es, urſprünglich wenigſtens, nicht wirkliche ſondern vielmehr nur ſcheinbare Grauſamkeit, die nicht aus einem böſen Herzen herrühret. Jede Handlung iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, in Anſehung ihrer Sittlichkeit nicht ſowol nach dem Schaden, den ſie anrichtet, oder nach den Schmerzen, die ſie andern verurſacht, denn ſonſt müßten die Operationen des Wundarztes lauter böſe Handlungen ſeyn, — ſondern vielmehr nach der Abſicht zu beurtheilen, in der ſie geſchah, und nach der Quelle, woraus ſie floß. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß der genannte ſcheinbare Hang der Kinder zur Grauſamkeit

öfters bei Kindern von dem beſten und wohlwollendſten Herzen anzutreffen iſt. Der oben angeführte Knabe war ſonſt eines der gutmüthigſten Kinder, die man ſich denken kann. Er beleidigte mit Vorſaz und Abſicht und ohne gereizt zu werden, niemand, war zu allen freundſchaftlichen Dienſtleiſtungen willig, und wohlwollend und liebreich gegen alle, die ihn nicht beleidigten. Und doch war dieſer ſcheinbare Hang zur Grauſamkeit bei ihm in hohem Grade vorhanden; aber er floß offenbar nicht aus einem böſen Herzen: diß ſieht man neben andern Beweiſen auch daraus, weil er, wann er die Vorſtellungen von Grauſamkeit in den Baſedow'ſchen Kupfern betrachtete, doch immer Mitleiden mit den Perſonen hatte, die ſie betraf, und wann er ſie lange genug betrachtet hatte, endlich davon hinweggieng, und zu mir ſagte: „Ach, nicht ſo, das ſind ja nur Bilder, denen thuts nicht weh?“ Eine Frage, welche beweist, daß der Knabe dergleichen Vorſtellungen zwar gerne ſah, aber den Gedanken nicht zugleich mitdenken mochte, daß die abgebildeten Perſonen unglücklich ſind.

Die

Digitized by Google

Die erſte Quelle dieſer Erſcheinung iſt alſo nicht Bosheit, nicht Fehler des Herzens, ſondern hat einen ganz andern Urſprung. Der ſcheinbare Hang der Kinder zur Grauſamkeit iſt eigentlich die Wirkung des in dieſem Alter ſo ſtark ſich äuſſernden Dranges nach Thätigkeit und Uebung der Kräfte, und daher einerlei Urſprungs mit der Neigung der Kinder, alles, was ihnen unter die Hände kommt, zu zerbrechen, zerſchlagen, zerſtoſſen, zerbeiſſen ꝛc. Beides kommt blos daher, weil das Kind thätig ſeyn will und muß, und ſeine Thätigkeit nun natürlich nicht anderſt ausüben kann, als an den Gegenſtänden, die es nun eben gerade vor ſich hat. Sobald das Kind anfängt zu fühlen, daß es Mark in den Knochen hat, und daß es mit ſeinen Aermchen und Füßchen etwas ausrichten kann, ſo bald will es ſie auch gebrauchen, und ſeine Kräfte üben, und dieſes Streben nach Uebung der Kräfte liegt weislich ſchon in ſeiner Natur, weil nur durch Uebung dieſe Kräfte wachſen. Bekommt es alſo in dieſem Drang nach Thätigkeit irgend ein kleines lebendiges Geſchöpf

unter die Hände, — ich ſage mit Vorbedacht ein kleines, denn gröſere ſind dem Wirkungskreiſe des Kindes nicht angemeſſen, daher fürchtet es ſich gemeiniglich auch, ſie zu tödten, oder zu martern, kann es öfters auch von andern nicht ſehen, — bekommt es *ein* kleines lebendiges Geſchöpf unter die Hände, ſo übt es nun ſeine Thätigkeit und ſeine Kräfte daran, indem es daſſelbe bald ſo, bald anderſt zwiſchen ſeinen Händen behandelt und durch Ausreiſſung der Glieder, hin und her ſchleppen ꝛc. ſich einen Zeitvertreib macht.

Eine andere Quelle dieſes Phänomens iſt der **Trieb nach neuen Vorſtellungen.** Ein jedes Spielwerk verurſacht dem Kind lange Weile, wenn es lang in einerlei Zuſtand bleibt. Um nun dieſer zu wehren, oder ſie zu vertreiben, ſucht es den Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung auch wieder in einen andern Zuſtand zu verſezen, damit er ihm einen neuen Anblick, und dadurch neuen Stoff zur Unterhaltung gewähren ſoll. Daher zerbricht es ſein Spielwerk und verſtümmelt und tödtet kleine Thierchen. Das nemliche ſagen auch

Cam-

Campe, Reſewiz und Gedike in einer Anmerkung zu der Lokiſchen Erziehungsſchrift, welche den 9ten Theil der allgemeinen Reviſion ꝛc. ausmacht.

S. 359.

„Bei Kindern rührt das Martern der „Thiere aus der nemlichen Urſache her, „aus der ſie überhaupt ſo gern etwas zer„ſtören, zerſchlagen, verſtümmeln, u. ſ. „w. aus der Begierde nemlich, das jedes„malige Objekt ihrer Vorſtellungen zu ver„ändern, damit es anders ausſehe, als „vorher, und ihnen eine andere Vorſtel„lung gewähre.“

Dazu kommt dann gewöhnlich noch die Unwiſſenheit der Kinder von den Schmerzen, die ſie dadurch dergleichen Thierchen verurſachen. Menſchen und gröſere Thiere hören ſie ſchreien, wenn man ihnen wehe thut, und das Geſchrei macht dann gleich ihr Mitleiden rege. Von dieſen kleinen Thierchen hingegen, von Fliegen, Käfern, Schmetterlingen u. dergl. hören ſie keinen Laut, daher denken ſie auch nicht, daß

ſie

Digitized by Google

ſie ihnen Schmerzen verurſachen, indem ſie ſie martern. Trapp führt eben dieſe Urſache und noch eine andere in einer Anmerkung zu der genannten Schrift mit folgenden Worten an:

S. 359.

„Was uns Grauſamkeit an den Kindern „ſcheint, iſt es oft nicht, iſt oft theils „Nachahmung — denn ſie ſehen Thiere „tödten, um gegeſſen, oder weil ſie ſchäd„lich ſind, weggeſchafft zu werden; theils „geſchieht es aus Unwiſſenheit, ſie ſtellen „ſichs nicht vor, daß die Thiere, die nicht „ſchreien, etwas fühlen, wenn ſie zer„ſchnitten, zerriſſen ꝛc. werden.“

Indeſſen iſt freilich nicht zu läugnen, daß Kinder öfters wohl wiſſen, daß ſie ſolchen Thierchen wehe thun, was ſie ja etwa wenn ſie auch nicht ſchreien, an ihrem Geſumſe, an ihrem ängſtlichen Zappeln ꝛc. merken können. — Iſt nun das, wenn Kinder wiſſen, daß ſie dem Thierchen Schmerzen machen, und ſie finden doch noch Vergnügen daran, ſie zu quälen, iſt das ſchon wirklich

Ver-

Verſtimmung der Seele? oder läßt es ſich auch, ohne Bosheit zu Hülfe zu nehmen, erklären? Ich will hier nicht entſcheiden. Vielleicht aber macht es folgender Beiſaz erklärbar.

Der ſcheinbare Hang der Kinder zur Grauſamkeit ſcheint mir nemlich auch noch aus einem gewiſſen Heroiſinus herzurühren. Das Vergnügen am Quälen der Thiere entſteht unter andern auch daher, weil ſie ſich freuen, irgend ein lebendiges Geſchöpf getödtet, d. h. es unthätig gemacht, ihm die Macht zu ſchaden benommen, und gleichſam über daſſelbe geſiegt zu haben: es iſt alſo eine gewiſſe heldenmäſige Freude über den Sieg, ein gewiſſer Heroiſmus. Denn gewöhnlich wiſſen ſie von ſolchen kleinen Thierchen, daß ſie ſchaden können, ſo lange ſie leben, haben es vielleicht ſelbſt auch ſchon empfunden. — Warum ſie dieſelben aber nicht lieber mit einem Drucke der Hand auf einmal tödten, davon iſt der Grund ſchon in den zwo erſten Quellen dieſer Erſcheinung angegeben. — Aus eben dieſem He-

Heroiſmus läßt ſich auch das Vergnügen der Kinder an kriegeriſchen Erzählungen, kriegeriſchen Spielen, und kriegeriſchen Vorſtellungen in Kupfern am beſten erklären. Sie denken ſich da ganz in die Geſchichte und Vorſtellung hinein, denken ſich ſelbſt als handelnde Perſonen, und empfinden nun im Geiſte das Vergnügen des Gedankens, als ob ſie hier ſelbſt einen groſen und rühmlichen Sieg erfochten hätten.

Diß iſt die mir am natürlichſten ſcheinende Erklärung dieſes Phänomens. Und bei dieſer Erklärung kann ſich, denke ich, auch der Erzieher beruhigen, wenn er dieſen ſcheinbaren Hang zur Grauſamkeit wahrnimmt. — Daß er nur nie daraus auf ein böſes Herz bei ſeinem Zöglinge ſchlieſſe. Dieß könnte ſeine ganze Erziehung verunſtalten, und dem Zögling, unſchuldig an der Bosheit, die ihm ſein Erzieher Schuld gibt, ein Mistrauen

gegen

Digitized by Google

gegen dieſen einflöſen, das alle gute Wirkungen der Erziehung vereitelte, und die nachtheiligſten Folgen nach ſich zöge. Denn ſo bald Mistrauen gegen den Erzieher in dem Herzen des Kindes aufkeimt, ſo iſt dadurch ſchon weit mehr verdorben, als man wol denken ſollte.

Auf der andern Seite aber muß der Erzieher doch, ſo unſchuldig urſprünglich dieſer ſcheinbare Hang der Kinder zur Grauſamkeit iſt, dahin arbeiten, daß er nicht endlich in wirkliche Grauſamkeit ausarte. Denn, wenn das Kind beſtändig in der Unwiſſenheit über die Schmerzen der gequälten Thiere gelaſſen würde, ſo könnte daraus zulezt wirklich Verhärtung des Herzens und Mangel an mitleidigen Empfindungen entſtehen. — Nur daß dieſe Bewahrung vor wirklicher Grauſamkeit nicht mit dem Argwohn von ſchon vorhandener Bosheit angefangen, und das Kind

da=

Digitized by Google

dadurch gekränkt werde; ſondern es muß dieſes durch liebreiche und ſelbſt mitleidige Vorſtellungen und Belehrungen geſchehen, wodurch auf Verſtand und Herz des Kindes zugleich gewirkt wird t).

t) Wer weiterer Anweiſung darüber bedarf, der ſchlage den 9ten Theil der allgemeinen Reviſion nach, und leſe daſelbſt die Regeln, die Loke im Text und die Reviſoren in den Anmerkungen im XIII. K. „von der Neigung der Kinder zur Grauſamkeit" über dieſe Sache geben.

XIII. Ueber

XIII.

Ueber den
pſychologiſchen Grund
der
Freundſchaft,
beſonders
der ſogenannten Schul-Freundſchaft.

Digitized by Google

Digitized by Google

XIII.

Ueber den pſychologiſchen Grund der Freundſchaft, beſonders der ſogenannten Schul-Freundſchaft.

Freundſchaft iſt für die ganze Menſchheit ein ſo allgemeines Bedürfniß, und eine ſo allgemeine Erſcheinung, daß es wol der Mühe werth iſt, ſie zu einem Gegenſtande pſychologiſcher Betrachtungen und Unterſuchungen zu machen. — Der Menſch fühlt einen unwiderſtehlichen Drang, ſich andern mitzutheilen, und er iſt unglüklich und misvergnügt, wenn er das nicht kann. Man findet auch keine Geſellſchaft, ſie ſey ſo klein oder gros ſie wolle, wo man nicht einige Glieder derſelben in genauerem Umgange mit

einander, in wechſelſeitigem Verlangen nach einander, in einer gewiſſen Harmonie der Seelen unter einander bemerkt. Daher rührt nebſt andern Urſachen das Schreckliche der Gefangenſchaft, daher der Schmerz der Trennung, daher der unwiderſtehliche Trieb, an jedem neuen Orte, und in jeder neuen Lage ſich wieder einen Freund zu ſuchen und zu finden, mit dem man ſympathiſiren kann. Selbſt die wildeſten Völker haben Freundſchaft, und die Geſeze derſelben werden bei ihnen oft heiliger gehalten, als bei den geſitteten. Nur der Einſiedler ſcheint hier eine Ausnahme zu machen. Entfernt von allen Menſchen findet er nur in ſich ſelber Ruhe und Glükſeligkeit, iſt todt für den Umgang mit Menſchen, und nicht ſelten iſt ihm ſelbſt ihr Anblick unerträglich. — Aber woher das? Entweder aus unglüklichen Begebenheiten des Lebens, die ihm Menſchenhaß einpflanzten, oder aus überſpannter Einbildungskraft. Im erſtern Fall iſt es Krankheit der Seele, die, eben weil ſie Krankheit und Verſtimmung iſt, keine Ausnahme gegen die allgemeine Erfahrung

rung macht. Im andern Fall aber iſt es noch weniger Ausnahme, weil hier zwar der Einſiedler keinen ſichtbaren Freund hat, dem er ſich mittheilen kann, aber doch ſeinen unſichtbaren Gott und Heiland, mit dem er ſich im Geiſte eben ſo gut unterhält, wie mit einem menſchlichen Freunde, und den ihm ſeine Einbildungskraft nun auch beinahe zum Schauen vergegenwärtigt.

Freundſchaft iſt dabei ein ſo **angenehmes Gefühl**, daß auch daraus leicht zu begreiffen iſt, warum ſie ſo allgemein iſt. Es iſt uns ſo wohl, wenn wir einem Freund unſere Leiden klagen, oder wenn wir ihn mit den glüklichern Begebenheiten unſers Lebens, mit unſern Erwartungen und Hoffnungen, mit unſern gelungenen Entwürfen, mit jeder Kleinigkeit, die uns betrifft, unterhalten können, und wir nehmen umgekehrt auch wieder an jeder geringen Begebenheit, die unſern Freund angeht, an ſeinem Glük und ſeinen Leiden ſo gern und lebhaften Antheil, wo wir bei andern Menſchen, die unſere Freunde nicht ſind, mit völlig gleichgültigem Blicke

darüber hinſehen, und ihre Begebenheiten, ſind ſie nicht allzuauffallend, hören können, wie Zeitungs-Neuigkeiten.

So allgemein aber die Freundſchaft und ſo ſehr die Bedürfniß für jedermann iſt, ſo verſchieden ſind ihre Aeuſſerungen, Wirkungen und Erſcheinungen. Man findet Leute als Freunde zuſammen, die man ſich nie als ſolche hätte denken können; man ſieht Freundſchaften, die unauflöslich geſchienen hatten, um geringer Kleinigkeiten willen ſich trennen, Freundſchaften wiederaufleben, die lange getrennt waren, und nun herzlicher werden als vorher; Freunde, die beim erſten Anblick ſich finden und verſtehen, und Freunde, die erſt nach langem Umgang und öfterem Zuſammenkommen Züge an einander entdecken, die ſie zu Freunden machen. Kurz, es zeigt ſich nirgends mehr als hier, was Sirach behauptet: das menſchliche Herz iſt ein trozig und verzagt Ding, d. h. philoſophiſch ausgedrückt, es iſt ein wunderliches, beinahe unerforſchliches und unauslernbares Weſen. — Ob aber alle dergleichen genaue Verbindungen

gen

gen und Uebereinſtimmungen der Seele, oder ob nur Adel und Güte des Herzens, wenn ſie ſich wechſelſeitig mittheilen, den Namen der Freundſchaft verdienen, darüber iſt ſchon vieles geſtritten worden. Viele behaupten, Freundſchaft unter Laſterhaften und Böſewichtern ſey's nur dem Namen nach, ſey nicht wirkliche Freundſchaft, und wahre Freundſchaft finde nur Statt bei Edlen und Guten. Allein, ich glaube, es iſt bloſer Wortſtreit, der dieſen Unterſchied veranlaßt hat. Zwar gebe ich zu, daß Freundſchaft eine zu edle und ehrwürdige Sache iſt, als daß man ſie durch Deutung auf unwürdige Verbindungen misbrauchen und entweihen dürfte: allein in dieſem Verſtande bedeutet Freundſchaft etwas ganz anders als bloſe Zuneigung und Uebereinſtimmung der Gemüther; in dieſem leztern Sinne des Worts aber findet offenbar Freundſchaft auch unter Laſterhaften und Böſewichtern Statt. Denn wer kann die Zuneigung läugnen, wodurch auch Laſterhafte, Wollüſtlinge, Betrüger, Diebe ꝛc. einander ſo bald finden? Wer kann die veſte Verbindungen

läugnen, welche auch unter ſolchen gemeinſchaftliches Intereſſe und gemeinſchaftliche Neigungen knüpfen? Wer kann endlich läugnen, daß auch unter Laſterhaften die Freundſchaft Aufopferungen veranlaßt und zugibt, die von der Stärke der Freundſchaft genugſame Beweiſe ſind?

Doch vielleicht ſcheine ich manchem mich bei dieſen Beweiſen ſchon zu lang aufgehalten zu haben. Ich gehe deswegen nun zu dem eigentlichen Endzweck dieſer Unterſuchung über, welches nemlich der pſychologiſche Grund der Freundſchaft ſey, oder auf welchen pſychologiſchen Geſezen die Entſtehung und Fortdauer derſelben beruhe? Es iſt aber, wie mir dünkt, um der ſchon angeführten Modifikationen der Freundſchaft willen, nicht ſo leicht, ihn zu finden, und ich weis daher nicht, ob ich ihn hier befriedigend werde errathen und beſtimmen können. Beobachtungen, die zum Grunde gelegt werden, müſſen das meiſte entſcheiden.

Nach ſolchen Beobachtungen nun ſcheint mir der pſychologiſche Grund der Freundſchaft

fürs

Digitized by Google

fürs erſte nicht in einerlei Rang der Freunde zu liegen. Der Vorgeſezte und Untergebene können öfters ſehr warme Freunde untereinander ſeyn, und ſind es auch wirklich nicht ſelten. Man findet Fürſten und Unterthanen, Fürſten und ihre Miniſter in ſo enger Verbindung und Freundſchaft untereinander, als nur je eine unter Privatmännern gleichen Ranges Statt finden kann. Der Fürſt ſehnt ſich nach dem Umgange mit ſeinem Miniſter, er hat, wie Freunde, vor ſeinem Lieblinge kein, oder nur wenige Geheimniſſe, entfernt ihn nicht durch ſteiffes Hofzeremoniel von ſich, ſchüttet alle ſeine Angelegenheiten in ſeinen Buſen aus, und der Miniſter iſt ungezwungen in Gegenwart ſeines Fürſten, ſagt offener die Meinung ſeines Herzens, als in der Aſſemblée des Hofes, liebt ſeinen Fürſten mit Wärme, drängt ſich auch zu ſeinem Umgang, ſcheut ſich nicht, ihn zu warnen oder zu ermuntern, wo es nöthig iſt, opfert Bequemlichkeit und Ruhe für ihn auf, ſo wie wechſelſeitig der Fürſt zuweilen für ihn, und iſt der Miniſter ein edler Mann, ſo benuzt er die

Digitized by Google

Freundſchaft, um ſeinen Fürſten zum wahren Vater ſeines Volkes und ſeines Landes zu bilden. Welche Herzens-Freunde waren nicht, wenn ich mich eines Beiſpiels aus einem Roman bedienen darf, — das man aber auch in der Wirklichkeit findet, aus welcher ich nur um etwaniger Misdeutung willen keines anführen mag, — welche Herzens-Freunde waren nicht Fürſt Guſtav und Vater Hallo! — Freundſchaft unter Herren und Dienern iſt eben ſo wenig ſelten. Man findet männliche und weibliche Herrſchaften mit ihren männlichen und weiblichen Bedienten in freundſchaftlicher Vertraulichkeit leben, man findet Herrſchaften, die ihren Bedienten ihr ganzes Vertrauen ſchenken, Herrſchaften, die manches mit ihren Bedienten gemeinſchaftlich überlegen, die ſelbſt im öftern Umgang mit ihnen Vergnügen finden, und ohne ihre Geſellſchaft nicht leben zu können glauben, die deswegen auch ihren Bedienten Freundſchaftsdienſte erweiſen, dergleichen nur Freunde von Freunden fordern können; und dieſes alles beſonders dann, wann die Bedienten nicht gerade vom

nie-

Digitized by Google

niedrigſten Range, wenn ſie z. B. Haus-Hofmeiſter, Haus-Sekretärs u. dgl. ſind. Und ſo findet man auch wieder Bediente, die, wie Miniſter mit Fürſten, mit ihrer Herrſchaft nicht nur in einer gewiſſen Vertraulichkeit, ſondern in einer Freundſchaft leben, die ſich auf wirkliche Zuneigung gründet, und deren Wirkungen warme Liebe zu ihrer Herrſchaft, Bemühen ihr mit Gefälligkeiten, die nicht als Schuldigkeit von ihnen gefordert werden, zuvor zu kommen, ungezwungenes Vergnügen im Umgange mit ihnen, freundſchaftliche Aufopferungen und dergl. ſind. Eben ſo trifft man auch herzliche innige Freundſchaften zwiſchen **Vätern und Söhnen** an, ſelbſt da, wo der Sohn noch ganz unter der Herrſchaft des Vaters ſteht. Man ſieht Väter, die den Umgang mit ihren — vornemlich erwachſenen — Söhnen, dem Umgang mit allen andern Menſchen weit vorziehen; Väter, die ihre Söhne in wichtigen Angelegenheiten um Rath fragen, die ihnen Vorfälle, Entwürfe, Hoffnungen ꝛc. entdecken, an deren Mittheilung nur ein Freund von dem an-

dern

dern Anſpruch machen kann. Man ſieht Söhne, die in ihrem Vater nicht den Befehlshaber, ſondern nur den Rathgeber und Freund erblicken, und ihn nur um ſo herzlicher lieben, und ihm um ſo williger folgen; Söhne, denen die Geſellſchaft ihres Vaters eben ſo vorzüglich angenehm iſt, wie dieſem die ihrige; Söhne, die eben ſo wenig ein Geheimniß vor ihrem Vater haben, als dieſer vor ihnen, die ſo vertraut von ſeinen und ihren Angelegenheiten ſich mit ihm unterreden, als ob gar kein Abſtand untereinander wäre. Wechſelſeitige Aufopferungen will ich hier nicht nennen, weil dieſe auch aus der natürlichen Liebe der Eltern gegen die Kinder, und dieſer gegen die Eltern erklärt werden können. — Ueberhaupt aber iſt der Unterſchied zwiſchen Vorgeſezten und Untergebenen nicht ſo gros, daß nicht auch noch Freundſchaft unter ihnen ſollte Statt finden können, und es giebt der Beiſpiele genug, die dieſes beweiſen.

Einerlei Stand iſt wieder kein nothwendiges Erforderniß zur Entſtehung der Freundſchaft. — Der Edelmann kann ſich

einen

Digitized by Google

einen Bürgerlichen, der Bürger einen Bauren oft eben ſo gut zum Freunde wählen, als der Edelmann den Edelmann, der Bürger den Bürger, und der Bauer den Bauren. — Der Geiſtliche findt öfters im Umgange mit Perſonen vom Civil- oder Militär-Stand eben ſo viel Vergnügen, als mit ſolchen von ſeinem eigenen; der vom Civilſtand eben ſo viel im Umgang mit Geiſtlichen und mit Soldaten, als mit ſeinesgleichen; der Soldat eben ſo viel in Geſellſchaft ſeines Feld- oder Garniſons-Predigers, und Regiments-Arztes, oder mit andern Perſonen aus dieſen beeden Ständen, als mit Soldaten: und man ſieht öfters die wärmſten Freundſchaften unter Perſonen von dieſen 3 verſchiedenen Ständen entſtehen, und lange mit wechſelſeitiger wirklicher Zuneigung fortdauren.

Auch einerlei Fähigkeiten und Verſtandskräfte ſind nicht die Hauptſache, worauf ſich Freundſchaft gründet, und wodurch ſie entſteht. Leute von vieler natürlichen Anlage und ausgebildeten Geiſteskräften können doch mit andern von eingeſchränkteren Fähig-

keiten

keiten und geringerer Wiſſenſchaft enge und genaue Freundſchaft errichten, und es geſchieht nicht ſelten, daß eben ſolche Freundſchaften die dauerhafteſten ſind: denn Leute von ausgebreiteter Gelehrſamkeit belehren gewöhnlich gerne, ſie finden alſo am meiſten Vergnügen im Umgang mit ſolchen Perſonen, die weniger wiſſen als ſie, und ſich von ihnen belehren laſſen können, und wollen.

Gleiche Beſchaffenheit des Temperaments ſcheint auch nicht ganz, wenigſtens nicht immer, zur Freundſchaft erforderlich, vielmehr ſcheint beinahe das Gegentheil nothwendig zu ſeyn, um die Freundſchaft lebhafter zu machen, und ihr mehr Intereſſe zu geben. Das ſanguiniſche Temperament iſt ohnehin zur Freundſchaft am meiſten geneigt, und kann auch mit dem choleriſchen öfters ſehr gut ſympathiſiren, und es wird durch die Freundſchaft zweener Freunde von verſchiedenem Temperamente nicht ſelten das eine durch das andere modifizirt, geleitet, unſchädlich gemacht, und in ſeinen gehörigen Schranken entweder erhalten, oder darein zurükgebracht.

End-

Endlich macht auch das Geſchlecht keinen merklichen Unterſchied in der Freundſchaft. Das männliche kann öfters eben ſo leicht mit dem weiblichen und dieſes mit jenem ſympathiſiren, als das männliche mit dem männlichen und das weibliche mit dem weiblichen. Beweiſe davon ſind ſolche Ehen, wo Mann und Weib noch in der angenehmſten Eintracht und Zufriedenheit mit einander leben, wenn ſchon das erſte Feuer der Liebe verrauſcht, und dieſe zur Freundſchaft geworden iſt.

Alle die Eigenſchaften alſo, einerlei Rang, Stand, Fähigkeiten, Temperament und Geſchlecht ſind keine nothwendige Erforderniſſe zur Gründung der Freundſchaft. — Doch ſcheinen ſie wenigſtens in etwas zur leichtern Entſtehung derſelben erforderlich zu ſeyn. — Leute von einerlei Rang können ſich doch eher finden, ſie ſtehen nicht in allzugroſer Entfernung von einander, haben nur wenige Schritte, um zu einander zu kommen, und weniger Urſache, ſich vor Vertraulichkeiten zu hüten, um entweder ſich nicht gemein zu machen, oder den andern nicht zu beleidigen.

Der

der oben angeführten unläugbaren Beiſpiele ungeachtet kann es doch auch wieder Zeiten geben, wo es dem Fürſten einfallen könnte, daß er Herr und ſein Freund Unterthan iſt. und dem Miniſter muß es doch im Anfang eine Zeitlang ſchwer werden, ſich den Abſtand von ſeinem Fürſten als Null zu denken, und auf dieſe Vorſtellung wirkliches Freundſchaftsgefühl zu bauen, und jede Anwandlung von Herrſchers-Laune ſeines Fürſten muß dieſes Gefühl in etwas wieder abſtumpfen. Diß macht die Entſtehung der Freundſchaft zwiſchen Höhern und Niedrigern ſchwer, aber nicht unmöglich. Je kleiner aber der Unterſchied des Ranges iſt, deſto leichter kann auch Freundſchaft entſtehen. — Einerlei Stand iſt zwar auch wieder kein nothwendiges Erforderniß zur Gründung der Freundſchaft, und doch entſteht ſie bei Perſonen von einerlei Stand leichter. Der Geiſtliche findet doch eher unter Geiſtlichen, der Weltliche unter Weltlichen, der Soldat unter Soldaten ſeinen Freund: denn es kommt einer ſolchen Verbindung unter Perſonen gleichen Standes das Sprüchwort zu Hülfe:

Na-

Navita de ventis, de tauris narrat arator. Diß können ſie aber alle am beſten unter ihres Gleichen, nicht ſo leicht unter Perſonen von verſchiedenen Ständen: denn für den Schiffmann haben die Ochſen, und für den Ackersmann die Winde kein groſes Intereſſe. — Eben ſo hindern zwar auch **ungleiche Fähigkeiten** die Entſtehung der Freundſchaft nicht ganz, doch darf der Unterſchied nicht allzugroß ſeyn: denn mit dem allzueingeſchränkten und ganz ausgemachten Dummkopf kann offenbar der Mann von hohem Verſtande und Einſichten nicht ſympathiſiren. — In Anſehung der **Temperamente** iſt zwar zu der Freundſchaft Gleichheit nicht ganz nothwendig, doch dürfen es auch nicht gerade die zwey entgegen geſezteſten Temperamente ſeyn, das ſanguiniſche und melancholiſche, wenn Freundſchaft entſtehen ſoll. — Endlich findet man zwar auch Freundſchaften unter Perſonen von verſchiedenem **Geſchlecht**, aber es ſteht der leichtern Gründung derſelben doch immer auch die Empfindung der Schönheit und Häßlichkeit im Geſichts-Ausdruck entgegen, welche

Digitized by Google

in einem Geſchlecht gegen das andere entweder gleich Liebe, oder widrige Gefühle erzeugt, die der Freundſchaft zuwider ſind, die aber nur ein Geſchlecht am andern mit Scharfblik und mit Wohlgefallen oder Misfallen entdekt. Daher entſteht dann immer leichter Freundſchaft unter Perſonen von gleichem als unter ſolchen von verſchiedenem Geſchlecht. — Aber wozu das alles? Und widerſprechen nun dieſe Behauptungen den vorigen nicht? Keineswegs: was ſchwer iſt, iſt deswegen nicht unmöglich. Wenn alſo die angegebene Verſchiedenheiten die Freundſchaft nicht unmöglich machen, ſo iſt die Gleichheit dieſer Umſtände höchſtens nur Beförderungs-Mittel derſelben, nicht aber nothwendiges Erfordernis zu ihrer Entſtehung, mithin auch nicht der wahre pſychologiſche Grund der Freundſchaft.

Dieſer muß demnach in irgend einer andern Erfahrung liegen, und ich glaube ihn hauptſächlich in der **Aehnlichkeit des moraliſchen Charakters und der Denkungsart im Ganzen und in der Aehnlichkeit der Neigungen und Endzweke zu finden.** — Aehnlich-

lichkeit des moraliſchen Charakters iſt noth⸗wendig, wenn Freundſchaft entſtehen ſoll: denn der Hinterliſtige und Ränke⸗volle kann nicht der Freund des Geraden und Offenen, der Betrüger nicht der Freund des ehrlichen Mannes, der Hochmüthige nicht der Freund des Demüthigen, der Herrſchſüchtige nicht der Freund des Unterwürfigen ſeyn, und umgekehrt, ſondern der Gerade und Offene kann nur mit dem Geraden und Offenen, der ehrliche Mann nur mit dem ehrlichen Manne, der Demüthige nur mit dem Demüthigen, der Unterwürfige nur mit dem Unterwürfigen wahre, herzliche, innige Freundſchaft errichten. Kleinere Nüancen und Abweichungen im ſittlichen Charakter machen übrigens keinen groſſen Unterſchied, und hindern die Freundſchaft nicht, wenn nur ſonſt die Hauptzüge einander gleich ſind. Der offene und gerade Mann kann dabei ſchnell auffahrend und hizig ſeyn, und er wird dabei doch der Freund des Geraden und Offenen bleiben, der dabei ſanft und nachgebend iſt. — Einerlei Denkungsart iſt für die Freundſchaft eben ſo nothwendig, aber

Digitized by Google

nur in Dingen, die Verſtand und Herz zugleich angehen. Verſchiedenheit ſpekulativer Meinungen ſtört die Freundſchaft nicht, macht ſie vielmehr lebhafter, und veranlaßt manchen freundſchaftlichen Streit, der Unterhaltung gewährt. Aber verſchiedene Meinungen des Herzens können mit der Freundſchaft nicht beſtehen. Wer etwas für unſittlich, ſchändlich und unerlaubt hält, kann der Freund deſſen nicht ſeyn, der eben das für erlaubt oder gleichgültig hält.

Gleiche **Neigungen und Endzwecke** beeder Freunde, wenn nehmlich die leztere einander nicht entgegen lauffen oder ausſchlieſſen, ſind ein nicht weniger nothwendiges Erforderniß zur Gründung der Freundſchaft. Ungleiche Neigungen und Endzwecke und das Aufſuchen der verſchiedenen Mittel zur Befriedigung und Erreichung derſelben entfernen Menſchen von einander, ſo wie gleiche Neigungen und das Aufſuchen der Mittel zu gleichem Endzwecke ſie einander näher bringen. Derjenige, der gleiche Neigungen mit einem andern hat, findet dieſen bald, und ſie werden leicht Freunde,

weil

weil ſie ſich einander mittheilen können, indem jeder Sinn für die Bedürfniſſe des andern hat.

Endlich ſtiften auch gemeinſchaftliche oder gegenſeitig bekannte **Leiden** öfters die dauerhafteſte Freundſchaften. Jene nach dem bekannten: ſolamen miſeris &c. und dieſe durch die wohlthätige Empfindungen des Mitleidens.

Gleiches Alter gehört vielleicht auch noch zur Gründung der Freundſchaft. Kinder können ſelten mit Erwachſenen ſympathiſiren, weil ihre Vorſtellungen und Empfindungen nicht mit den Vorſtellungen und Empfindungen dieſer harmoniren: indeſſen iſt die Gleichheit des Alters doch nicht ganz nothwendig, denn Erwachſene können durch Herablaſſung doch auch Freunde der Jugend und Kindheit werden.

Im Ganzen aber iſt es doch **eine nicht weiter erklärliche Uebereinſtimmung der Seelen**, was den pſychologiſchen Grund der Freundſchaft ausmacht. Denn woher anderſt kann es kommen, daß zween Freunde beim erſten Zuſammenkommen ſich finden, und Freunde werden, die einander vorher gar nicht, weder nach ihrem moraliſchen Charakter noch

Digitized by Google

nach ihren Neigungen ꝛc. gekannt hatten? Es bleibt zwar immer richtig, daß die angegebene Urſachen der Hauptgrund hauptſächlich von der Fortdauer der Freundſchaft ſind: aber ihr Anfang läßt ſich einmal nicht immer daraus erklären, ſondern hat offenbar ſeinen Grund in einer gewiſſen urſprünglichen und einfachen Uebereinſtimmung der Gemüther.

Es gibt nun aber noch eine beſondere Art von Freundſchaft, die ſich durch Stärke und Dauer beſonders auszeichnen ſoll. Diß iſt die ſo genannte Schul-Freundſchaft, die ſchon in den erſten Jahren der Jugend zu der Zeit entſteht, wo eine Anzahl von Knaben gemeinſchaftlich Eine Schule beſuchen. Während dieſer Zeit entſtehen unter dieſen Knaben Freundſchaften, die unzertrennlich und veſter ſeyn ſollen, als alle andere, die man im weitern Fortgange ſeines Lebens erſt trifft. Ob dieſes richtig ſey, möchte ich nicht geradezu mit Ja beantworten. Es iſt wahr, man findet Freunde, wahre, innige, vertraute Herzens-Freunde, deren Freundſchaft ſchon ſehr lange Zeit dauert, und die den Grund dazu in den

Digitized by Google

Jahren ihrer Kindheit gelegt hatten, da ſie noch gemeinſchaftlich die Schule mit einander beſuchten. — Aber ich kenne auch andere, die in den Schul-Jahren die wärmſte Freunde waren, und nun einander ſehr gleichgültig ſind. Es iſt auch pſychologiſch leicht begreiflich, daß Schul-Freundſchaft zuweilen wieder aufhört. Von den Kinder-Jahren an bis in das männliche Alter können ſich die Neigungen, ſelbſt der moraliſche Charakter, ſo ſehr verändern, daß diejenigen, die in der Kindheit einander hierinn ähnlich waren, nun einander ſehr unähnlich ſind: da nun aber Gleichheit der Neigungen und des moraliſchen Charakters zur Freundſchaft nothwendig erforderlich ſind, ſo iſt es kein Wunder, wenn bei der nun entſtandenen Ungleichheit dieſer Umſtände eine ſolche Freundſchaft wieder getrennt wird.

Wenn aber eine ſolche Schul-Freundſchaft auch wirklich nicht nur herzlich und warm anfangt, ſondern auch ſo fortdauert: ſo ligt der pſychologiſche Grund davon **theils in den nehmlichen Erfahrungen**, wie der von der Freundſchaft überhaupt, theils noch in einigen

beſondern Nebenumſtänden. — Kinder und Knaben werden eben ſo, wie Erwachſene, Freunde durch Aehnlichkeit der moraliſchen Charaktere und Neigungen.

Warum aber beſonders in der Kindheit und Jugend Freundſchaft am leichteſten geknüpft wird, und warum dieſe, wenn die zwei rechte Subjekte ſich gefunden haben, öfters ſo lang mit unzertrennlicher Veſtigkeit fortdauert, davon ligt der Grund, dünkt mir, hauptſächlich darinn:

Die Seele des Kindes und Knaben iſt noch ſo ganz offen, kennt noch keine Verſtellungs-Kunſt, es ſpricht und handelt noch, wie es denkt, und verſchließt ſein Herz nicht aus politiſchen Urſachen vor dem Freunde, legt es auch nicht in Falten, die es einem andern unerforſchbar und unzugänglich machen könnten. Daher durchſchauet es ein anderer bald, und weil das Kind den Zugang zu ſeinem Herzen immer offen erhält, ſo nähert ſich ihm ein anderer, dem nun Freundſchaft und Mittheilung auch Bedürfniß iſt, bald, und ſo wird, was bei Erwachſenen um der ſchon gröſern Verſtellungs-Kunſt und abſichtlicher, aus Erfahrung abſtrahirter Ver-

ſchlieſ-

ſchlieſſung des Herzens ſchwerer iſt, und langſamer geſchieht, gar leicht und ſchnell Freundſchaft geſtiftet; und dieſe erſte Wärme einer ſolchen Freundſchaft, wo ein Freund den andern ganz kannte, als er ſein Freund ward, und alſo, wenn er mit ihm ſympathiſiren ſollte, gänzliche Aehnlichkeit im Charakter und in den Neigungen entdekt haben muste, verurſacht es denn auch, daß ſie, wenn nicht die oben genannten Umſtände eine Aenderung machen, mit deſto gröſerer Veſtigkeit und deſto längere Zeit fortdauert, je unverſtellter und aufrichtiger ſie angefangen wurde.

Ueberdiß befördert das die Entſtehung und Fortdauer der Schul-Freundſchaft ſehr, daß der unter Erwachſenen eingeführte Ceremonien-Zwang bei Kindern noch nicht üblich iſt. Bei Erwachſenen hindert dieſer Zwang die Entſtehung mancher Freundſchaft, und betrügt uns leicht in der Wahl unſerer Freunde: denn ſchon mancher iſt durch die äuſſerliche Höflichkeits-Bezeugungen eines andern irre geführt, und durch die Meinung betrogen worden, als hätte er einen Herzens-Freund gefunden, indeſſen er

ſich eine Natter in den Buſen legte. Bei Kindern hingegen fällt dieſes weg, ſie ſind unter einander frei von dem läſtigen Zwang der Ceremonien, der Sohn des Miniſters hat in ihren Geſellſchaften nicht mehr Recht als der Sohn des Handwerksmanns, oder wenn er mehr fordert, ſo wird er geäuſſert, ſie hintergehen einander nicht mit blos äuſſerlichen Höflichkeits-Bezeugungen, ſondern reden die Sprache des Herzens, daher betrügen ſie ſich auch nicht ſo leicht in der Wahl ihrer Freunde, und diß macht, daß eine ſo entſtandene Freundſchaft bis an den Tod fortdauern kann.

Aus allem bisher geſagten iſt es nun auch leicht zu erklären, warum manche Freundſchaft, die man für unzertrennlich hielt, ſo ſchnell wieder zerreißt. Man ſieht oft, und man kann ſich nicht erklären, warum? daß die vertrauteſten Freunde plözlich einander gleichgültig, wol gar erklärte Feinde werden. Woher mag das kommen?

Nicht ſelten iſt an einem ſolchen Bruche Selbſtbetrug Schuld. Man hatte ſich eingebildet, einen wahren Freund gefunden zu haben, mit dem man im moraliſchen Charakter und in

ſei

ſeinen Neigungen harmonirte, und nun, nach längerem Umgang mit ihm findet man, daß man ſich betrogen hatte. Entdekung eines Selbſtbetrugs ſchmerzt immer, denn ſie greift den natürlichen Stolz zu ſehr an: die Urſache der daher entſtandenen Mislaune ſucht man nun auſſer ſich in dem falſchgewählten Freunde, und diß erregt Gleichgültigkeit, und zulezt ſo gar Haß gegen ihn, und um ſo unverſöhnlichern Haß, je herzlicher und inniger vorher die Freundſchaft ſchien. In dieſem Fall iſt es dann aber freilich nicht eigentlicher Bruch der Freundſchaft, ſondern nur Erkenntnis, daß die vermeinte Freundſchaft nie das wirklich, ſondern nur Bekanntſchaft, höchſtens Vertraulichkeit war.

Eine andere Urſache getrennter Freundſchaft kann, wie oben ſchon angegeben worden iſt, **Veränderung des moraliſchen Charakters oder der Neigungen** bei einem Theile ſeyn. So bald dieſe nimmer bei beeden Freunden harmoniren, ſo hört auch die Freundſchaft auf, und jeder Theil ſucht ſich wieder einen neuen Freund, mit dem er ſympathiſiren kann. Wird z. B. der eine etwa durch hohe Ehrenſtellen, wozu

er

er gelangt, ſtolz, was er doch vorher nicht war, ſo kann der andere, der keine Anlage zum Stolz hat, nicht mehr mit ihm ſympathiſiren, die Freundſchaft wird alſo lau, wird kalt und hört endlich ganz auf. Stolz iſt überhaupt ein mächtiger Schlagbaum gegen die Freundſchaft, und der einzige Fall, wo ähnliche Geſinnungen keine Sympathie erzeugen. Denn der Stolze kann mit niemand weniger als mit dem Stolzen ſympathiſiren.

Einander im Wege ſtehende und ſich ausſchlieſſende Endzweke müſſen auch eine Freundſchaft zerreiſſen. Wenn Freunde gleiche Endzweke und Abſichten haben, aber nur Einer ſie erreichen kann, ſo bleibt der ſelten der Freund des andern, der in ſeiner Hoffnung betrogen ward. Wie oft haben ſich nicht ſchon die vertrauteſten Freunde entzweiet, unverſöhnlich entzweiet, wenn ſie beide nach Einem Gegenſtande ſtrebten, den nur Einer erreichen konnte, wenn ſie z. B. ihre Liebe auf einerlei Frauenzimmer geworfen hatten!

Digitized by Google

XIV.

Ueber das

Feierliche

der

Todten=Aeker

und

Leichen-Begängniſſe.

Digitized by Google

Digitized by Google

XIV.

Ueber das Feierliche der Todten-Aeker und Leichen-Begängniſſe.

Todten-Aeker und der Aufenthalt auf denſelben haben für den, der ſie beſucht, etwas ſo feierliches, etwas ſo ſchauerlich ſüſſes, daß die Empfindung, die ſie erregen, etwas ganz eigenes unbeſchreibliches iſt. Es iſt uns dabei ſo wohl, die ſtille Art von Melankolie, die ſich unſerer bemächtigt, verſenkt uns ganz in uns ſelbſt, macht uns alles auſſer uns vergeſſen, erwekt gewiſſe unnennbare Gefühle, die wir um vieles nicht vermiſſen möchten, wenn ſie ſchon nur vermiſchte, halb angenehme, halb unangenehme Empfindungen ſind, der Anblik der aufgethürmten Erden-Hügel, unter deren jedem die Gebeine eines einſt Lebendigen ſchlafen und das Wandeln unter ihnen, beſon-

ſonders unter ſolchen, unter denen auch unſere Geliebte ruhen, erwekt gewiſe wehmüthige Empfindungen, die uns nicht ſelten Thränen erpreſſen, aber ſelbſt auch unterm Weinen noch angenehm ſind, wir trennen uns ungern wieder davon, und glauben Tage und Nächte lang hier zubringen zu können. Kommen noch die Dunkelheit und Stille der einbrechenden Nacht, und die um dieſe Zeit nun aufſteigenden Düfte der Blumen und Erde dazu, ſo wird jede dieſer Empfindungen noch um einen Grad erhöht, und unſere Gefühle um ſo ſchwärmeriſcher.

Dieſelben Empfindungen haben wir auch bei Leichen-Begängniſſen, die wir entweder mit anſehen, oder noch mehr, wo wir ſelbſt mit dabei ſind. Ich übergehe hier diejenigen, die die Folge eines Todes-Falls aus unſerer eigenen Familie, oder aus der Reihe unſerer Geliebten ſind, und rede nur von denen, bei denen wir etwan Ehren halber gegenwärtig ſind. — Die Trauer der Familie des Verſtorbenen, das dumpfe Geläute, die Sterbe-Geſänger, der langſame Gang des Leichen-Zugs, die Todten-Stille während der wirklichen Beerdigung, das

Hin-

Hinunterſenken in die Gruft, die Menge der Zuſchauer und noch mehr andere Dinge machen uns ein Leichen-Begängnis zu einer ſehr feierlichen Begebenheit. Wir haben dabei auch die ſchauerlich ſüſſe Empfindungen, das ſchwärmeriſche Gefühl, die wehmüthige Melankolie, und die ſtille einſame Verſenkung in ſich ſelbſt, wie bei der Beſuchung der Todten-Aeker. — Und der Eindruck der Feierlichkeit, den ein ſolches Leichen-Begängnis bei uns macht, erſtrekt ſeine Wirkungen auch auf die Perſonen, die das Leichen-Begängnis hauptſächlich angeht. Wir fühlen ein ungewöhnliches Intereſſe für ſie, wir gewinnen ſie lieb, wenn ſie uns gleichgültig waren, und auch mit unſerm Feinde könnten wir uns bei ſolchen Gelegenheiten leicht und herzlich verſöhnen, wenn er die theilnehmende Perſon des Leichen-Begängniſſes iſt.

Wie aber die Gewohnheit überall ihre unwiderſtehliche Macht äuſſert, ſo auch hier. **Gewohnheit vermindert und tilgt zulezt jeden Eindruck**, auch den ſtärkſten und lebhafteſten, und ſtumpft die feinſten Gefühle ab. So iſt es auch hier. Je öfter man Todten-Aeker

beſucht, und etwan aus andern Veranlaſſungen auf ihnen wandelt, deſto mehr verliert ſich das Gefühl des Feierlichen und Schauerlichſüſſen, und der Todten-Aker hat zulezt nicht mehr Intereſſe für uns, als jeder andere Plaz.— In Städten, wo die Begräbnis-Pläze auſſer der Stadt liegen, läßt ſich dieſes Gefühl länger erhalten, weil man ſie weniger beſucht. Auf Dörfern aber, wo der Weg zur Kirche über den Gottes-Aker geht, verſchwindet dieſe Empfindung bald, und der Plaz verliert ſeine eigenthümliche Reize. Ich habe dieſe Erfahrung an mir ſelbſt ſchon öfters gemacht. Wann ich in Städten den Todten-Aker beſuchte, ſo wars mir darauf immer ſo ſchauerlich wohl, ich fühlte mich gleichſam erhaben über Erde und Welt, ich wurde von wehmüthigen Empfindungen überwältigt, und vergas mich ſelbſt und alles auſſer mir. Auf keinem andern Plaz aber empfand ich dieſelben Empfindungen. Hier, auf dem Dorfe, wo mein gewöhnlicher Weg nach der Kirche über den Gottes-Aker geht, kann ich ſo ziemlich gleichgültig darüber hingehen, und die vormalige Empfindungen und Eindrüke ſind

weg,

weg, weg, als ob ſie nie da geweſen wären. Was doch die Macht der Gewohnheit nicht thut!

Woher kommt nun aber diß Gefühl des Feierlichen auf Todten-Aekern und bei Leichen-Begängniſſen, ſo lang es noch nicht durch Gewohnheit abgeſtumpft iſt?

Bei der Erklärung deſſelben mus, denke ich, theils auf das Feierliche ſelbſt, theils auf das Angenehme dieſes feierlichen Gefühls Rükſicht genommen werden, denn jedes hat ſeinen beſondern Urſprung.

Das Feierliche der Todten-Aeker und Leichen-Begängniſſe entſteht aus einer gewiſen Ideen-Aſſoziation. Die Gedanken an Tod, Verweſung, Unſterblichkeit der Seele, künftiges Leben, Auferſtehung, Ewigkeit, Wiederſehen und dergl. reihen ſich bald und leicht an die Vorſtellungen von den in den Gräbern hier Ruhenden an. Beim Anblick der Gräber, und dem damit verbundenen Gedanken an die darinn verweste oder verweſende Leichname entſteht ganz natürlich auch der: Alle die hier ruhen, waren, was ich jezt bin, wandelten zum Theil noch vor kurzer Zeit in unſerer Mitte,

 einſt,

einſt, vielleicht bald, werde ich auch ſeyn, was ſie nun ſind, Moder und Staub. Von dieſem Gedanken an Tod und Verweſung geht nun die Seele auf die verwandten an **Unſterblichkeit, künftiges Leben, Auferſtehung** und **Ewigkeit** über. — Von allen den Todten, denken wir nun, die hier liegen, ruhen nur die entſeelte Körper im Grabe, die entflohene Seele befindet ſich ſchon in den Gefilden der Ewigkeit, hat ſchon ein anders neues Leben angefangen, und geniest oder erwartet nun den Lohn ihrer Thaten in einem Leben, das kein Ende mehr nimmt. Und nun noch einen umfaſſenden Blick über die Gräber hin, ſo ſteht auch der Gedanke lebhaft da vor der Seele: Alle dieſe Hügel und Klüfte werden einſt ihre Todten wieder geben, und Tod und Grab und Verweſung wird nicht mehr ſeyn. —

Dieſe Gedanken, die beim Anſchauen der Gräber am leichteſten entſtehen, ſind es, welche dann ernſthafte, ſchauerliche, feierliche Empfindungen, ſtille Melankolie, wehmüthige Gefühle, einſame Vertiefung in ſich ſelbſt, Abziehung des Geiſtes von Erde und Welt erweken.

End-

Endlich aber geſellt ſich auch noch der Gedanke ans **Wiederſehen** und **Wiederzuſammenkommen** dazu. Alle die Schlafenden, wann ſie einſt wieder erwacht ſind, und ich mit ihnen, denken wir nun, werde ich wiederſehen, mit allen Geliebten, die mich verlieſſen, oder die ich einſt verlaſſen muß, wieder zuſammen kommen. — Das alles, wenn ſchon nicht ſo deutlich gedacht, als ichs hier niederſchreibe, geht doch wenigſtens dunkel vor unſerer Seele vorüber, und ſtimmt nun vollends ganz zu ſchwärmeriſchen Gefühlen, bringt aber auch ſchon etwas Angenehmes in dieſe feierliche Vorſtellungen. Durch die Gedanken an Tod und Wiederſehen entſteht auch Sehnſucht nach denen, die der Tod uns entriß, und die wir wieder zu ſehen hoffen: daher dann die wehmüthige Empfindungen, die nicht ſelten von milden Thränen begleitet werden.

Dieſe Betrachtungen werden dann noch von der an ſolchen Oertern, beſonders wenn wir ſie des Abends beſuchen, meiſtens um uns herrſchenden Stille befördert, und der Tod oder Schlaf der Natur, wenn ich ſo ſagen darf, der mit der untergehenden Sonne beginnt, erhöht

die Gefühle, und gibt ihnen mehr Stärke und gröſſeres Leben.

Das Angenehme aber, das in dieſer Vorſtellung und Empfindung des Feierlichen von Todten-Aekern und Leichen-Begängniſſen ligt, rührt hauptſächlich von dem Trieb nach neuen Vorſtellungen, und von dem Vergnügen her, das uns das Unbekannte gewährt. Die Gegenſtände der künftigen Welt ſind uns noch ganz neu, wir haben noch nichts davon durch Erfahrung genoſſen, ſie ſind nur Güter der Erwartung und Zukunft, wir können uns davon noch keine deutliche Vorſtellung machen, ſie ſind uns völlig unbekannt. Diß reizt unſere Neubegierde, im Unbekannten, das wir zwar dem Namen, aber nicht ſeiner Beſchaffenheit nach kennen, ligt für uns etwas ſo ſüſſes, wir unterhalten uns daher gerne mit den Vorſtellungen davon, und genieſſen dadurch gleichſam einen Vorſchmack unſerer Hoffnungen. v)

Diß gewährt uns Vergnügen, reizt uns zu ſolchen Vorſtellungen und Empfindungen, und wir lieben deswegen dergleichen äuſſerliche Eindrüke, welche Vorſtellungen und Empfindungen dieſer Art in uns erweken.

v) Man ſehe darüber die III. und VIIte dieſer Abhandlungen.

XV. Ueber

XV.

Ueber das Kriegeriſche in unſern Spielen.

Digitized by Google

XV.

Ueber das Kriegeriſche in unſern Spielen.

Die meiſte unſerer geſellſchaftlichen Spiele haben etwas Kriegeriſches. Seinen Feind ſchlagen, durch Gewalt, Geſchiklichkeit und Liſt, ſiegen und überwinden auf der einen, und verlieren und überwunden werden auf der andern Seite iſt der Innhalt und Hauptzwek eines jeden unter dieſen Spielen. — Selbſt die Anlage derſelben iſt ganz ſo gemacht, wie wenn durch ſie eine Schlacht geliefert werden müßte. Da ſind Könige und ihre Anführer des Heers und ihre Schild-Knappen, ſtärkere und ſchwächere Kompagnien von Mannſchaft, wovon nach den Geſezen des Spiels natürlich immer die ſtärkere vor der ſchwächern den Vorzug hat. — Da ſind künſtlich angelegte Plane, um den Feind zum Weichen zu bringen ꝛc. Das Kegel-Spiel, die verſchiedene Arten von Karten-Spielen, das Bret-Spiel, das Damen-Spiel, das Schach-

Spiel und mehr andere zeichnen ſich beſonders hierinn aus.

Beim Kegel-Spiel beſteht die Hauptſache und der Sieg in der gröſern Menge der durch einen glüklichen Wurf erlegten Mannſchaft. Die Stellung der Kegel ſelbſt iſt der Plan einer Veſtung, die nun durch ſchweres Geſchüz bombardirt wird, die Beſazung hat ihren König, und um ihm ihre Treue zu beweiſen, nimmt ſie ihn in ihre Mitte, um ihn von allen Seiten her vor dem erſten Angriff ſicher zu ſtellen.

Bei den Karten-Spielen iſt ſchon mehr künſtlicher Operations-Plan angelegt. Hier kommt es nicht ſo wohl auf Gewalt oder Geſchiklichkeit, als vielmehr auf Liſt und Kriegs-Glük an. — Die Könige ſind hier nicht allein die Helden des Streits, ſie haben auch ihre Damen und Schild-Knappen bei ſich, die ſie deken: und doch iſt da die gleichſam in Eins konzentrirte Leibgarde (das As oder Daus) noch mächtiger, und hat mehr zu bedeuten als ſie ſelbſt. Darauf folgen die verſchiedene Kohorten von X. IX. VIII. u. ſ. w. — und immer führen 4 Könige zugleich Krieg mit einander. Wenn nun die Schlacht wirklich beginnt, ſo kommt es darauf an, durch Liſt dem Könige ſeine ihn dekende Mannſchaft wegzunehmen, um ihn ſelbſt zu bekommen; und kann dieſer nicht durch Aufopferung derſelben ſeine eigene Sicherheit mehr bewirken, ſo muß er

zulezt

zulezt ſeiner eigenen treuloſen Leibgarde ſich zum Gefangenen ergeben.

Das Bret-Spiel iſt das Muſter einer Kriegs-Nekerei, wo es darauf hauptſächlich ankommt, ſeinen Feind zum Weichen zu bringen, und am Ende das Schlachtfeld zu erſt und ganz für ſich zu bekommen.

Das Dam-Spiel nähert ſich noch mehr den eigentlichen kriegeriſchen Operationen. Zwei Heere rüken gegen einander an, ſtehen in völliger Schlachtordnung einander gegen über; und es kommt darauf an, ſich in den hinterſten Theil des feindlichen Schlachtfeldes einzudrängen. Zu dieſem Endzwek wird jeder einzelner Streiter geſchlagen und weggenommen, der gegen den Feind vorrükt, ohne wieder einen andern hinter ſich zu haben, der ihn dekt. — Anführer hat das Spiel keine, denn die Damen, die am Ende entſtehen, waren vorher nichts weiter, als eben auch gemeine Soldaten, und machen nun, wann ſie Damen worden ſind, nur ein zügelloſes umher ſchwadronirendes Freikorps aus. Ueberhaupt müſſen beide Heere aus jungfräulichen Amazonen beſtehen, die dann, wann ſie Muth und Liſt genug hatten, bis in das lezte Feld des feindlichen Lagers durchzudringen, daſelbſt zu Damen gemacht werden, d. h. wie es dann wirklich geſchieht, einen Führer oder Gehülfen, und mit ihm zugleich, nach weiblicher Sitte, die Freiheit bekommen, nunmehr vor-

und

und rükwärts zu ſpazieren, wie es ihnen beliebt, und durch dieſe Wendungen dem Krieg ein ſiegreiches Ende zu machen.

Das eigentliche Kriegs-Spiel aber iſt das **Schach-Spiel**, eine der gröſten Erfindungen des Spiel-Geiſtes. Nur Schade, daß es nicht eigentlich Spiel, nicht Erhohlung iſt, weil es zu viel Anſtrengung des Geiſtes erfordert. Hier iſt der eigentlichſte taktiſche Operationsplan angelegt. — Der König hat hier ſo viele verſchiedene Arten von Streitern, als er in der kritiſchen Lage, in der er ſich befindet, bedarf. Seine Bauren ſind die einfachſten. Läufer, Springer und Elephanten oder Rochen aber müſſen ihm dazu dienen, ihn zu verwahren, daß ihm die feindliche Parthei nicht auf den Leib kann. Er wehrt ſich aber ritterlich, und noch iſt der Sieg zweifelhaft, wenn auch alle ſeine Beſchüzer, ſelbſt ſeine Königin, ihm genommen ſind, ſo lange nur noch er auf dem Plaze ſteht, und freien Wirkungskreis hat. Aber dann, wann ihm auch dieſer eingeſchränkt iſt, iſt der Schach matt, d. h. todt und unthätig, und ſo bald der Heerführer todt iſt, ſo iſt der Krieg gewonnen.

Die Erfinder dieſer Spiele müſſen wirklich **keine unphiloſophiſche Köpfe** geweſen ſeyn, ſondern ihre gute Abſichten gehabt haben, warum ſie denſelben dieſe kriegeriſche Geſtalt gaben. Pſychologiſch richtiger hätten ſie es wenigſtens nicht angreiffen können, um ihnen das gröſte mögliche Intereſſe zu geben.

Krieg, in welchem man ſelbſt mit verwikelt iſt, intereſſirt ungemein, ſpannt alle Sehnen und Nerven zur Aufmerkſamkeit, erhält die Seele in unaufhörlicher und raſtloſer Thätigkeit, und erwekt eine Menge von Leidenſchaften, die nun alle befriedigt ſeyn wollen.

Man ſieht diß aus den Kriegen groſer Herren, die nicht nur Spiel-Kriege, ſondern wirkliche Kriege ſind. Mit welcher Begierde wird nicht ein Krieg geführt, wie arbeiten nicht Monarchen Tag und Nacht an den Planen deſſelben, wie lebt und webt ihre ganze Seele darinn, wie ſind ſie ſo begierig auf den noch ungewiſen Ausgang, wie werden alle Kräften angeſtrengt, um ſich eines glüklichen Ausgangs zu verſichern! — Feldherren, die den Krieg führen ſollen, mit welcher Begierde, mit welchem Muth, mit welcher Entſchloſſenheit und Ausdaurung kämpfen ſie, wie ringen ſie nach den Lorbeeren des Siegs und der Ehre, wie wird ihre Thätigkeit durch Schlachten angefeuert, wie horchen nicht Helden auf, wenn die Kriegstrommete ertönt, wie arbeitet nicht ihre ganze Seele in ihnen, wenn ſie hören, daß Krieg werden ſoll!

Selbſt andere, die der Krieg ſelbſt nichts angeht, die nur durch Nachrichten davon daran Theil nehmen können, finden doch ſo viel Intereſſe und Unterhaltung darinn. Wie werden die Zeitungen ſo begierig geleſen, wenn ſie Kriegsnachrichten enthalten! wie iſt jedermann,

mann, hauptſächlich Politiker, ſo ängſtlich bemüht, die erſte und ſicherſte Quellen zu entdeken, woraus ihnen Nachricht zuflieſſen kann, wie intereſſirt man ſich um eine von den Kriegführenden Mächten, und wie oft hat nicht ſchon dieſes einſeitige Intereſſe zwiſchen zween Politikern die unverſöhnlichſte Feindſchaften erregt, gleichſam als ob ſie ſelbſt die Hauptperſonen des Spieles wären! — So leicht und natürlich ſich nun dieſes alles aus dem Trieb der Neubegierde erklären läßt, ſo iſt es doch zugleich ein Beweis, was für Intereſſe und Unterhaltung kriegeriſche Unternehmungen gewähren.

Kein Wunder alſo, daß die Erfinder unſerer Spiele ſolche kriegeriſche Unternehmungen in denſelben nachahmten. Sie wußten wohl, was für ein eigenthümliches Intereſſe diß ihren Erfindungen verleihen würde.

Darneben iſt ſiegen oder beſiegt werden ein ſtarker Reiz für die Ehrbegierde.

Man läßt ſich nicht gern überwinden, ſondern will immer ſiegen, beſonders da, wo der Sieg durch Liſt errungen werden muß. Denn ſiegt man da nicht, ſo iſt diß gleichſam ein Vorwurf, den man ſeinem eigenen Verſtande machen muß: um nun dieſem auszuweichen, ſtrengt man alle Kräfte an, und ſpannt ſeine Aufmerkſamkeit aufs höchſte. Diß aber gewährt Unterhaltung: alſo wieder ein Grund, warum das Kriegeriſche in unſern Spielen ſie ſo unterhaltend macht.

Da-

Digitized by Google

Daher kommt es dann auch, daß ſolche Spiele einen ſo **unwiderſtehlichen Reiz** haben, daß, wer ſie einmal verſucht hat, ſo leicht von ihnen fortgeriſſen wird, daß er ſich nicht mehr los machen kann, und daß er zulezt alle andere Beſchäfftigung darüber vergißt; und daher kommt es auch, daß ſie ſo unwiderſtehlich feſſeln. Man kann nicht ſelten Geſellſchaften von Spielern ganze Nächte durch ſpielen ſehen, ohne daß ſie zu bemerken ſcheinen, daß die Zeit fortrükt; und hier allein äuſſert ſich der ſonſt ſo mächtige Trieb zur Veränderung nicht, denn die leidenſchaftlichſten Spieler ſpielen einerley Spiel nur um ſo lieber, je öfter ſie es ſchon geſpielt haben. Diß kommt alſo allein von dem eigenthümlichen Intereſſe dieſer Spiele her.

Und diß ſoll nun zugleich die **Erklärung** davon ſeyn, warum in unſern Spielen ſo viel Kriegeriſches iſt.

Auch iſt es möglich und vielleicht nicht ganz unwahrſcheinlich, daß dieſe Spiele bei ihrer erſten Erfindung eben deswegen dieſe kriegeriſche Einrichtung bekommen haben, um etwa die **Jugend mit den Vorſtellungen von Krieg und Streit bekannter zu machen**, ihr Luſt dazu einzuflöſen, ſie dazu aufzumuntern, und ihren Muth zu erweken — Vielleicht waren ſie urſprünglich blos für die Jugend beſtimmt, und wurden vielleicht, — was ſich etwan aus einigen Kennzeichen ihres Alters ſchlieſſen läßt —

zu

Digitized by Google

zu einer Zeit erfunden, wo Luſt, Muth und Entſchloſſenheit zum Kriege für die vornehmſte Tugend der Jünglinge gehalten wurde. Vielleicht ſchreibt ſich ihr Urſprung, um der Damen willen, die dabei immer mitſtreiten, noch von den Zeiten der Amazonen her. Und da könnte es dann ſeyn, daß ihnen auch um deswillen dieſe Einrichtung gegeben worden wäre. Doch will ich dieſes für gar nichts weiter als für zufällige Hypotheſe ausgeben.

Beiläuffig muß ich hier noch folgende Beobachtung anführen: Man bemerkt, daß öfters ſehr eingeſchränkte Köpfe Karten- und andere Spiele, ſelbſt das Schach-Spiel, mit ungemeiner Fertigkeit und ſehr gut ſpielen, andere hingegen, die jenen an Verſtandes-Kräften weit überlegen ſind, es mit aller Anſtrengung nicht bis zu der erforderlichen Geſchiklichkeit bringen können. Woher mag das kommen? — Es ſcheint ein Beweis zu ſeyn, daß auch bei denjenigen Spielen, die wirkliche Anſtrengung des Verſtandes zu erfordern, und ein Geſchäfft unſerer Denkkraft zu ſeyn ſcheinen, doch die Grundlage nur ein gewiſer Mechaniſmus iſt, der mit den Kräften des Verſtandes in keiner Verbindung ſteht.

Drukfehler.

S. 5. L. 4. ſtatt: aufwerfen. Was nůzen ꝛc.
lis: aufwerfen: was nůzen ꝛc.
L. 14. ſt. nun l. um
S. 8. L. 9. ſt. Gelehrten l. Gelehrter
S. 21. L. 1. mus vermögend ſeyn ausgeſtri-
chen werden.
S. 23. L. 15. ſt. ſtudium l. Studium
Ebendaſ. mus das Comma nach Studium
weggeſtrichen werden.
S. 34. L. 12. ſt. ſagnuiniſchen l. ſanguiniſchen
S. 45. L. 12. ſt. in l. im
L. 14. ſt. Bauern l. Bauer
S. 47. L. 2. von unten, ſt. philoſophiſchen l.
philoſophiſche
S. 48. L. 17. mus das Comma nach Ueberdruß
weggeſtrichen werden.
S. 60. L. 15. ſt. Kråften l. Kråfte
S. 61. L. 3. u. 15. eben ſo.
S. 63. L. 11. ſt. Daß l. daß
S. 67. L. 3. von unten, ſt. davon l. daran
S. 74. L. 12. ſt. eine l. die
S. 80. L. 7. ſt. Ernde-Serien l. Ernde Serien
S. 82. L. ult. mus das Comma nach damals
weggeſtrichen werden.
S. 100. L. 10. ſt. ſtellte l. ſtelle
S. 104. L. 9. mus nach Werloff ein Comma
geſezt werden.
S. 127. L. 17. ſt. Geſchichte l. Geſchichten
S. 131. L. 16. ſt. öfters l. öftern
S. 148. L. 13. ſt. der l. Der
S. 158. L. 3. von unt. ſt. möglichſt l. möglichſte
S. 171. L. 6. ſt. Kråften l. Kråfte
S. 192. L. ult. ſt. uns l. mus
S. 309. L. 9. ſt. wirklichen l. wirkliche
L. 10. ſt. lebloſen l. lebloſe.

Digitized by Google

Digitized by Google